



# Jahresbericht 2007/2008

*Emil-Frank-Institut*  
an der Universität und an der Theologischen Fakultät Trier



# Jahresbericht 2007/2008

*Emil-Frank-Institut*

an der Universität und an der Theologischen Fakultät Trier

## Impressum:

Herausgeber: Professor Dr. Reinhold Bohlen,  
Direktor des Emil-Frank-Instituts  
Redaktion: René Richtscheid  
Gestaltung: Eugen Reiter  
Druck: Krüger-Druck Dillingen  
Wir danken den mit unserem Institut verbundenen Inserenten  
für ihre freundliche Unterstützung.

### Fotos der Titelseite:

- Charlotte Knobloch besucht das Emil-Frank-Institut. Foto: Margret Reugels
- Gernot Mittler bei der Jubiläumsveranstaltung des Emil-Frank-Instituts. Foto: Archiv
- Führung mit Schülern über den jüdischen Friedhof in Wittlich. Foto: Archiv

### Foto Rückseite:

- Eingang des Institutsgebäudes. Foto: Eugen Reiter



Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Freunde und Förderer unseres Instituts,

als Frau Charlotte Knobloch, die Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland, am 1. Juni 2008 den Georg-Meistermann-Preis der Stiftung Stadt Wittlich entgegennahm, sagte sie in ihrer bewegenden Dankesrede im Blick auf die jüdische Geschichte Deutschlands: „Wir müssen die Fixierung auf die Shoa zugunsten einer Sicht erweitern, die von der gesamten Bandbreite deutsch-jüdischer Geschichte ausgeht und Perspektiven benennt. Das bedeutet, den jungen, lernenden und lernfähigen Menschen zu zeigen, dass die deutsche Nation eine beinahe 2000 Jahre alte jüdische Geschichte hat.“ Wir freuen uns, darin eine Bestätigung der Arbeit des Emil-Frank-Instituts sehen zu dürfen. Denn auch dieser Jahresbericht, den wir Ihnen überreichen dürfen, spiegelt vielfältige Facetten deutsch-jüdischer Geschichte in den Aktivitäten unseres Hauses.



Bei ihrem Besuch im Emil-Frank-Institut trug Frau Knobloch in das Gästebuch ein: „Eine Vielfalt über das Judentum und seine Religion wird in diesem Hause jedem Interessenten in herausragender Weise angeboten. Es ist eine Notwendigkeit, um das Miteinander zu fördern und Vorurteile aufgrund von Unwissen zu beseitigen.“

Gerne nehme ich diese Wertschätzung unserer Bibliothek und Mediathek zum Anlass, Sie verehrte Leserinnen und Leser, auch im Namen meines Teams, herzlich zur Nutzung unserer Angebote einzuladen. Allen, die uns ideell und finanziell unterstützen, sage ich ein aufrichtiges „Danke“.

Herzlich  
Ihr

*Reinhold Bohlen*

Prof. Dr. Reinhold Bohlen  
Direktor des Emil-Frank-Instituts

Einleitung

Antisemitismus

Judentum

Regional

Israel

Dialog

Anhang





# Inhalt

Zehnter Gründungstag des Emil-Frank-Instituts	Seite 5
Neue Medien aus dem Emil-Frank-Institut	Seite 18
Stadtführungen	Seite 19
<b>Antisemitismus</b>	<b>Seite 21</b>
Ein Seminar gegen Antisemitismus	Seite 21
<b>Judentum</b>	<b>Seite 25</b>
Prominenter Besuch im Emil-Frank-Institut	Seite 25
Ursprünge jüdischen Lebens in Deutschland	Seite 29
Emil-Frank-Forum	Seite 31
Die Chasside Aschkenas	Seite 32
<b>Regionalgeschichte</b>	<b>Seite 42</b>
Die Juden in der Region zur Zeit des Alten Reiches	Seite 42
„Moses“ kehrt nach 70 Jahren nach Wittlich zurück	Seite 45
Späte Begegnung	Seite 47
<b>Israel und der Nahe Osten</b>	<b>Seite 49</b>
Hommage à Tzvi Avni	Seite 49
<b>Interreligiöser Dialog</b>	<b>Seite 51</b>
Kinderbücher und Kampfschriften	Seite 51
<b>Anhang</b>	<b>Seite 55</b>
Verabschiedungen	Seite 55
Die Mitarbeiter des Emil-Frank-Instituts	Seite 56
Der Förderkreis des Emil-Frank-Instituts	Seite 57
Homepage	Seite 58





Zahlreiche Gäste waren zu der Geburtstagsfeier des Emil-Frank-Instituts in die Wittlicher Synagoge gekommen.

## Zehnter Gründungstag des Emil-Frank-Instituts

Von Gerhard W. Kluth

Am 25. November 2007 konnte das Institut in einem Festakt in der Wittlicher Kultur- und Tagungsstätte Synagoge sein zehnjähriges Bestehen feiern. Der Förderkreis des Instituts, der gleichfalls seinen zehnten Geburtstag beging, erhielt mit Staatsminister a. D. Gernot Mittler einen neuen Schirmherrn.

„Ich empfinde es als eine große Ehre, diese Aufgabe als Nachfolger des verstorbenen Vorsitzenden des Zentralrates der Juden in Deutsch-

land, des unvergessenen Paul Spiegel, wahrnehmen zu können.“ Mit diesen Worten eröffnete Staatsminister a. D. Gernot Mittler seine Ansprache, mit der er das Amt des Schirmherrn über den Förderkreis des Emil-Frank-Instituts e.V. in Wittlich übernahm. Dies geschah im Rahmen und war der Höhepunkt eines Festaktes in der Wittlicher Synagoge, bei dem das Emil-Frank-Institut seinen zehnten Geburtstag feierte, zu dem der Leiter des Instituts, Prof. Dr. Rein-

hold Bohlen, zahlreiche Vertreter aus Religion, Politik und Gesellschaft begrüßen konnte. Bei den Grußworten wurde berechtigterweise von keiner Seite mit Lob und Anerkennung für Bohlen und seine Mitarbeiter gespart. Ob nun der Präsident der Universität Trier, Prof. Dr. Peter Schwenkmezger, Albert Klein, Erster Beigeordneter der Stadt Wittlich als Vertreter von Bürgermeister Ralf Bußmer, oder Dr. Karl-Heinz Musseleck als Vorsitzender des Förderkreises – alle zollten dem Institut Dank und hoben seine überregionale Bedeutung hervor.

Das vielleicht schönste Kompliment aber kam von Gerd Voremberg, der als Vertreter des Landesverbandes der jüdischen Gemeinden in Rheinland-Pfalz anwesend war. Für diese Gemeinden sprach er das Bedürfnis aus, Bohlen und seinem Team zu danken und attestierte dem EFI: „Solche Institute werden für die Zukunft des Judentums hier und in Deutschland immer größere Bedeutung gewinnen.“

Die Rede, mit der Mittler die Nachfolge des 2006 verstorbenen Paul Spiegel übernahm, war überaus engagiert. Neben einer ausführlichen Würdigung seines Vorgängers und von Emil Frank bezog der langjährige rheinland-pfälzische Finanzminister unmissverständlich Stellung zum Rechtsradikalismus im Allgemeinen und zur NPD im Besonderen. Sie bezeichnete er als ein „Sammelbecken und Hort all dessen, was unserem Volk zur Schande gereicht“. „Unerträglich“ nannte er die Tatsache, dass sie unter anderem durch Steuergelder finanziert wird. Mit Vehemenz stellte er die Frage in den Raum, was noch alles an Gewalttaten und Zumutungen passieren müsse, bis endlich ein Antrag auf Verbot der NPD beim Verfassungsgericht gestellt werde.

Den Abschluss des Festaktes, der musikalisch vom Pesori-Trio umrahmt wurde, bildete die

Vorstellung einer Multimedia-Präsentation über die Juden in Wittlich. In Text, Bild und Ton hat das EFI hier Informationen über das jüdische Leben in der Region Wittlich zusammengetragen. Genaue Beschreibungen der Synagogen und der Friedhöfe sind ebenso enthalten wie etwa eine Biografie von Emil Frank oder aber eine Liste der aus der Region verschleppten Juden. Außerdem wurde eine DVD mit Videobeiträgen zum Thema vorgestellt, die speziell für den Einsatz im Schulunterricht konzipiert wurde.



Das Pesori-Trio gestaltete den Festakt musikalisch.

# Bewahrung der Erinnerung und gegen das Vergessen

Grußwort von Prof. Dr. Peter Schwenkmezger,  
Präsident der Universität Trier

Sehr geehrte Festversammlung,  
zehn Jahre Emil-Frank-Institut, das ist Anlass genug, im Namen der Universität, aber auch persönlich, meine herzlichen Glückwünsche, Ihnen, verehrter Herr Kollege Bohlen, und Ihrem Team zu überbringen.

Letztes Jahr haben wir das 10-jährige Jubiläum des Arye Maimon-Instituts, quasi des Schwesterinstituts an der Universität Trier, feierlich begangen, heute folgt das Emil-Frank-Institut.

Die Arbeit, das Wirken dieser gemeinsam von Theologischer Fakultät Trier und der Universität Trier getragenen Einrichtung ist eine Erfolgsgeschichte. Sie, lieber Herr Bohlen, haben als Direktor mit großer Umsicht und Beharrlichkeit die Aufbauarbeit geleistet und sind den Zielen gefolgt, die Sie sich vorgenommen haben. Lassen Sie mich dazu insbesondere vier Punkte nennen:

1. Das Institut ist eine Stätte zur Bewahrung der Erinnerung und gegen das Vergessen. Die Geschichte der Juden in der Stadt Wittlich und der Region soll, gerade auch in den tief leidvollen Zeiten der Nazi-Herrschaft und der Zerstörung der jüdischen Gemeinde, aufgearbeitet werden. Die heute vorzustellende CD-Rom ist nur ein Beispiel für die überragende Arbeit dieser Einrichtung.

2. Das Institut hat sich einen pädagogischen

Auftrag gegeben, junge Menschen über die jüdische Gemeinde Wittlich und darüber hinaus zu informieren und aufzuklären. Dieses Ziel wurde beharrlich umgesetzt. Die Analyse der schrecklichen Folgen von Rassenhass, Fremdenfeindlichkeit und Intoleranz stehen im Mittelpunkt dieser Aufklärungsarbeit. Wir sehen uns als Universität Seite an Seite mit Ihnen, gegen die in unserem Land gar nicht so seltenen Tendenzen anzugehen und entgegenzuwirken.

3. Die wissenschaftliche Arbeit wird in den Publikationen des Instituts und auch in vielen Vortragsveranstaltungen und Beteiligungen an wissenschaftlichen Tagungen deutlich.

4. Und schließlich hat das Institut einen kulturellen Auftrag. Zahlreiche musikalische und künstlerische Höhepunkte werden hier in der Kultur- und Tagungsstätte Wittlich geboten. Ich bedaure, viel zu selten an diesen großartigen Ereignissen teilnehmen zu können.



Gerne erinnere ich mich an den 5. November 2000 zurück. Das Institut bezog seine neuen und heutigen Räume in der Schlossstraße 10. Der unvergessene damalige Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Paul Spiegel, hielt die Festansprache über „Jüdische Gemeinschaft in Deutschland – gestern, heute und morgen?“ Zugleich übernahm er die Schirmherrschaft über den Förderkreis des Emil-Frank-Instituts. Sie, sehr geehrter Herr Staatsminister a. D. Mittler, haben damals die Grüße der Landesregierung überbracht, und heute übernehmen Sie die

Schirmherrschaft über den Förderkreis. Dafür möchte ich Ihnen auch im Namen der Universität Trier ganz herzlich danken.

Natürlich gilt mein Dank auch dem Förderkreis selbst, dem Vorsitzenden Herrn Dr. Musseleck. Dank gebührt auch der Stiftung Stadt Wittlich, die über viele Jahre das Institut finanziell unterstützte und unterstützt. Und schließlich danke ich besonders Herrn Direktor Reinhold Bohlen und seinem Team, verbunden mit dem Wunsch auf viele weitere erfolgreiche und fruchtbare Jahre.

## Große Bedeutung für die Zukunft des Judentums

Grußwort von Gerd Voremborg,  
Landesverband der Jüdischen Gemeinden Rheinland-Pfalz

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrter Herr Prof. Bohlen,  
es ist mir eine ganz besondere Freude hier in Stellvertretung des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Rheinland-Pfalz ein Grußwort zu sprechen. Wir alle haben das große Bedürfnis, Ihnen Herr Prof. Bohlen und den Mitarbeitern, Anerkennung für den Aufbau dieses Instituts jüdischer Gelehrsamkeit zu zollen. Solche Institute werden für die Zukunft des Judentums hier in Deutschland immer größere Bedeutung gewinnen. Die Gründe für die Zunahme an Bedeutung werden einsichtig, wenn man sich kurz mit der Geschichte

der jüdischen Gemeinden nach 1945 beschäftigt. Der Historiker Anthony Kauder beschreibt die zeitgeschichtliche Situation dieser Gemeinden wie folgt: „An sich ist die Geschichte der Juden in Deutschland nach Auschwitz unspektakulär. Anders als im Fall der jüdischen Ge-





meinden vor 1933 muss man sich große Mühe geben, um in der Bundesrepublik herausragende jüdische Kultur oder bedeutende Theologie zu erkennen“. Wie ist der von Kauder festgestellte Kulturverfall zu erklären?

Zum einen hat Deutschland seine herausragenden jüdischen Intellektuellen verjagt oder umgebracht. Zum anderen lag es nicht, wie der stellvertretende Präsident des Zentralrats Dr. Korn ausführte, im Bestreben der Überlebenden der Schoah, Beiträge für die jüdische oder deutsche Kultur zu leisten. Es ging, nach den Jahren des Schreckens, darum, hier eine gesicherte materielle Existenz aufzubauen.

Das Leben in Deutschland betrachtete man nur als Übergang. Bis in die späten 60iger Jahre war die Auswanderung nach Israel für viele noch eine Option. Man glaubte hier in Deutschland, wie man sagte, auf gepackten Koffern zu leben. In einem Zustand des Provisoriums, so war die allgemeine Meinung, braucht man sich nicht um die Entwicklung jüdischer Religion und Kultur zu kümmern. So nimmt es nicht wunder, dass es 1960 für ganz Deutschland nur sieben amtierende Rabbiner gab. Der Gottesdienst wurde meist von Gemeindegliedern nach traditionellem Ritus gestaltet. Die Folge war, wie Paul Ansberg, Vorstand der Gemeinde in Frankfurt, schreibt, dass für immer weniger und immer älter werdende Mitglieder „Routinogottesdienste“ abgehalten wurden.

Sie können sich nun vorstellen, welche Schwierigkeiten auf die jüdischen Gemeinden zukamen, als sie die russischstämmigen jüdischen Zuwanderer zu integrieren hatten. Man forderte vehement ihr Judentum ein, hatte jedoch keine Repräsentanten, die dieses vermitteln konnten.

Wir mussten allzu schmerzhaft erfahren, dass Juden in Deutschland nicht gleichbedeutend mit jüdischem Leben sind. Die Gemeinden sind zwar stark zahlenmäßig angewachsen, doch das bedeutet nicht, dass das Leben in den Gemeinden so reich geworden



*Gerd Voreberg bei seinem Grußwort.*

wäre, wie es anfangs erwartet wurde.

Doch wie können wir Aktivitäten in den Gemeinden erwarten, wenn es uns nicht gelingt, den Menschen einen Begriff von jüdischer Identität zu geben?

Und genau weil wir vor dieser Frage stehen, hoffen und bauen wir auch auf Institute, die jüdische Gelehrsamkeit archiviert haben. Es muss in der Zukunft darum gehen, Brücken zwischen solchen Institutionen und jüdischen Gemeinden zu errichten. Nur wenn es uns gelingt, die jungen Menschen durch Information und Wissen in ihrer Identität und Geschichte zu stärken, können wir wieder darauf hoffen, dass Juden in Deutschland und jüdisches Leben wieder gleichbedeutend werden. Sie haben in Wittlich in Ihrem Institut einen großen Schritt in diese Richtung gemacht.

Ich danke Ihnen Herr Prof. Bohlen und Ihren tüchtigen Mitarbeitern und wünsche allen für die weitere Tätigkeit viel Erfolg.



# Zu einer weltweit gefragten Stelle etabliert

Grußwort von Albert Klein,  
Erster Beigeordneter der Stadt Wittlich

Heute auf den Tag genau vor 97 Jahren am 25. November 1910 wurde „unter reger Teilnahme der gesamten Wittlicher Bevölkerung“ diese Synagoge feierlich eingeweiht. Ich freue mich, Sie alle heute als Gäste in diesem Haus begrüßen zu dürfen. Dies kann ich nur deshalb tun, weil es in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gelungen ist, das nach seinem Schicksal unter dem Hitlerregime leer stehende Gebäude – anstatt es abzureißen – im Einvernehmen mit der Jüdischen Kultusgemeinde Trier zu einer Kultur- und Tagungsstätte umzubauen. Seitdem dient diese größte erhaltene Synagoge in Rheinland-Pfalz auch als Stätte des Gedenkens an die Leidenszeit und Verbrechen während der Nazi-Diktatur und an die von den Nationalsozialisten über 100 ermordeten Wittlicher Mitbürgerinnen und Mitbürger jüdischen Glaubens sowie an die über sechs Jahrhunderte in Wittlich ansässige jüdische Gemeinde und deren reichhaltiges kulturelle Erbe.

„Es liegt alles wie ein Traum hinter uns, jedoch kann man die Erinnerung nicht aus unserem Gedächtnis löschen“, schrieb Emil Frank, der Namensgeber des Institutes, dessen Jubiläum wir heute feiern, 1947 an den ersten Nachkriegsbürgermeister von Wittlich, Matthias Joseph Mehs, und er fuhr fort:

„Sechs Millionen Glaubensgenossen mussten durch alle Höllen gehen und ihr Leben opfern. Die Angst und das Grauen, was wir vor unserer Ausreise durch die Nazis erlebt haben, kann man nie vergessen.“

Der mit diesem Satz bekundete Aufruf Emil Franks, die Erinnerung an das Leben und Sterben der

Wittlicher Juden wach zu halten, wird seit über zehn Jahren durch das Emil-Frank-Institut in einer bis dahin nicht vorstellbaren engagierten, intensiven und qualitativ hochstehenden Weise fortgeführt.

Der Gründung des Emil-Frank-Instituts ging voraus, dass zum 700jährigen Stadtjubiläum 1991 der Arbeits-

kreis „Jüdische Gemeinde Wittlich“ eine Reihe von Aktivitäten entfaltete, die ihren Höhepunkt in der Begegnung mit den ehemaligen Wittlicher Jüdinnen und Juden – auch hier in diesem Hause – fand.

Zu der anschließend im Nebenhaus eingerichteten Dauerausstellung „Jüdisches Leben in Wittlich“ stellten dann auch eine Reihe der ehemaligen jüdischen Wittlicher Familien wertvolle Exponate zur Verfügung.

Bereits in dieser Zeit konnte sich die Stadt Wittlich auf eine enge Zusammenarbeit, Beratung und Unterstützung durch Prof. Dr. Reinhold Bohlen verlassen.

Als dann die „Stiftung Stadt Wittlich“ gegründet wurde, kam es zu Überlegungen, gemeinsam mit der Universität Trier und der Theologischen Fakultät



Trier die Möglichkeiten zur Gründung eines Instituts mit der jetzigen Aufgabenstellung des Emil-Frank-Instituts am Standort Wittlich zu prüfen.

Es wurden viele Gespräche mit dem Universitäts-Präsidenten, Prof. Reinhard Hettich, dem Dekan der Theologischen Fakultät, Prof. Wolfgang Lenzen-Deis, einerseits, dem Vorsitzenden des Kuratoriums der Stiftung Bundesminister a. D. Dr. Hans Friderichs und dem Vorstandsvorsitzenden Bürgermeister Helmut Hagedorn andererseits geführt.

Ein Trägerverein wurde gegründet, der Stadtrat stellte das Haus Mehs in der Schloßstraße als Sitz des Emil-Frank-Instituts zur Verfügung und die Stiftung Stadt Wittlich sagte gleichzeitig die Übernahme der Kosten für die Umbauarbeiten des Hauses und eine jährliche institutionelle Förderung des Instituts zu. Das Bistum stellte seinerseits die Übernahme der Personalkosten sicher.

So konnte das Emil-Frank-Institut mit seinem ersten und bisher einzigen Direktor, Prof. Reinhold Bohlen, seine Arbeit aufnehmen. Ihn begleitete von Anfang an ein Wissenschaftlicher Beirat mit hochkarätiger Besetzung.

Bundesweite Anerkennung erfuhr das Institut erstmals durch die Übernahme der Schirmherrschaft über seinen Förderkreis unter dem Vorsitz von Dr. Karl-Heinz Musseleck durch den Vorsitzenden des Zentralrates der Juden, Paul Spiegel.

Inzwischen hat sich das Emil-Frank-Institut zu einer weltweit gefragten Stelle etabliert.

Aber für uns ist nicht nur die Außenwirkung von großer Bedeutung: Wir können die kulturelle und bildungspolitische Bedeutung der im Institut haupt- und ehrenamtlich geleisteten Arbeit für unsere Stadt, den Landkreis und die Region nicht hoch genug einschätzen.

Ich danke daher allen Verantwortlichen, allen voran Herrn Prof. Bohlen, für dieses unermüdliche segensreiche Wirken. Neben seinen umfangreichen

Aufgaben als Lehrstuhlinhaber, Rektor der Theologischen Fakultät Trier und als Domkapitular leitet Reinhold Bohlen sein Institut ehrenamtlich.

Wichtige Aufbauarbeit leistete neben anderen auch die pädagogische Mitarbeiterin Frau Dr. Marianne Bühler in zahlreichen Begegnungen vor allem mit jungen Menschen.

Ich freue mich, dass nach dem Tod des ersten Schirmherrn heute Herr Staatsminister a. D. Gernot Mittler diese Aufgabe übernimmt und somit erneut die landesweite Bedeutung des Instituts unterstreicht. Für diese Bereitschaft und Ihr Engagement danke ich Ihnen, Herr Mittler, sehr herzlich. Ihre frühere Tätigkeit als Finanzminister wird sich, so hoffe ich, sicherlich für den Förderkreis im wahrsten Sinne des Wortes „auszahlen“.

Wir können das zehnjährige Jubiläum des Emil-Frank-Instituts daher feiern in der Zuversicht, dass es auch in den kommen Jahrzehnten seine wirksame Arbeit fortsetzen und vertiefen kann.

In etwas mehr als zwei Jahren werden wir das einhundertjährige Bestehen dieser Synagoge begehen. Ein Anlass, der die jahrhundertealte reiche aber auch tragische Geschichte des jüdischen Lebens in Wittlich lebendig werden lassen soll. Die Vorbereitungen hierzu beginnen gerade jetzt. Dazu, bin ich sicher, wird auch das Emil-Frank-Institut wertvolle Beiträge leisten.

Ein Sinnbild für den wertvollen Beitrag, den die jüdische Kultur für das gesellschaftliche Leben in Wittlich geleistet hat, ist der Schrank von Emil Frank, der nach langer Odyssee einen Ehrenplatz in dieser Synagoge gefunden hat. Er bewahrt die jüdische Vergangenheit sozusagen in einem Elektrohirn, um es menschlichen Hirnen, Herzen und Händen für die Gegenwart und die Zukunft zur Verfügung zu stellen.

So soll die ehemalige Wittlicher Synagoge sich auch künftig nicht nur auf einem Autobahnschild an der





A 60 in Erinnerung rufen, sondern sie muss ihre Geschichte und die ihrer Erbauer Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen der Region lebendig vor Augen führen, um daraus Lehren für das eigene

Handeln ableiten zu können.

Ich gratuliere nochmals ganz herzlich zum Jubiläum mit hohem Respekt vor dem Erreichten und mit den besten Wünschen für die Zukunft.

## Weit und breit ein hervorragender Ruf

Grußwort von Dr. Karl-Heinz Musseleck,  
Vorsitzender des Förderkreises des Emil-Frank-Instituts e.V.

Sehr geehrter Herr Mittler, sehr geehrte Frau Mittler, sehr geehrte Festversammlung, wir feiern heute gleich zwei Geburtstage: Zum einen wird das Emil-Frank-Institut zehn Jahre alt. Dazu gratuliere ich dem Institut ganz herzlich, aber nicht nur, weil seit der Gründung ein Jahrzehnt ins Land gegangen ist, sondern in erster Linie für die hervorragende Arbeit, die in dieser Zeit im Institut geleistet wurde. Es hat die satzungsgemäßen Aufgaben bestens erfüllt und erfreut sich weit und breit eines hervorragenden Rufs. Dafür seinem Leiter, Herrn Prof. Bohlen, und allen früheren und gegenwärtigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern höchsten Dank und Anerkennung!

Aber noch einen zweiten Geburtstag gilt es zu begehen, denn auch der Förderkreis des Emil-Frank-Instituts kann in diesen Tagen auf ein Dezennium zurückblicken. Namens des Förderkreises begrüße ich Sie alle recht herzlich auch zu diesem Jubiläum. Sehr bald nachdem begonnen worden war, das Institut zu strukturieren und auf eine wirtschaftlich tragfähige Basis zu stellen, bildete sich die Überzeugung heraus, dass die Gründung eines Fördervereins dringend geboten sei. Trotzdem hatte seine Gründung, rückblickend betrachtet, einige erstaunliche Aspekte. Im

Protokoll der Sitzung des Trägervereins des Emil-Frank-Instituts vom 5. November 1997 heißt es unter Punkt 5: „Die Gründung des Fördervereins, der den Namen ‚Förderkreis‘ tragen soll, ist wider Erwarten nicht so weit gediehen, dass eine Gründungsversammlung am Sonntag, dem 9. November 97, ohne weitere stattfinden kann. Zum einen hat noch keine Diskussion der Satzung stattgefunden, so dass eine solche evtl. am Sonntag zu erwarten ist. Außerdem ist noch nicht geklärt, ob eine prominente Persönlichkeit für den Vorsitz gewonnen werden kann. Es wird vorgeschlagen, die Möglichkeit einer Schirmherrschaft in die Satzung aufzunehmen.“

Trotz dieser skeptischen Einschätzung fand vier Tage später, am 9. November 1997, die Gründungsversammlung statt; die Satzung wurde ohne Probleme



angenommen. Deshalb können wir heute den 10. Geburtstag des Förderkreises feiern. Hauptpunkt der Satzung ist die Aufgabe, das Emil-Frank-Institut ideell, materiell und finanziell zu unterstützen. Statt einer prominenten Persönlichkeit wählte man mich zum Vorsitzenden; deshalb habe ich die Ehre, heute zu Ihnen zu sprechen. Die Möglichkeit der Schirmherrschaft wurde in die Satzung aufgenommen und dann später realisiert; in der Folge dieses Beschlusses darf ich Herrn Staatsminister a. D. Gernot Mittler heute ganz herzlich als neuen Schirmherrn unter uns begrüßen.

Der Förderkreis gewann sehr schnell eine Reihe von Mitgliedern, vor allem im Anschluss an die Gründungsfeier des Instituts und die große Veranstaltung im Cusanus-Gymnasium zur Eröffnung der neuen Räumlichkeiten in der Schlossstraße. Heute umfasst der Förderkreis rund 150 Mitglieder, vorwiegend natürliche, einige juristische Personen. Diese Personen stellen als solche schon einen ideellen Rückhalt für das Institut dar. Wir bemühen uns gerade in der letzten Zeit, diesen Aspekt durch nach außen wahrnehmbare Aktionen, z. B. ein Filmprojekt, zu steigern. Auf der materiell-finanziellen Ebene hat der Förderkreis das Institut auf verschiedene Weise unterstützt, z. B. durch Zuschüsse für den Erwerb von Hard- und Software für die EDV und die Anschaffung von Literatur, durch Teilfinanzierung von Personalkosten, Druckkostenzuschüssen für die Schriften, die das Institut herausgegeben hat. Die Ressourcen, die die das Institut tragenden Institutionen bereit gestellt haben, konnten so sinnvoll und zweckmäßig ergänzt werden. Die Fördermittel, die seitens des Förderkreises aufgebracht wurden, belaufen sich auf inzwischen rund 25.000 €.

Ich benutze die Gelegenheit, allen unseren Mitgliedern für die treue und tatkräftige Unterstützung herzlich zu danken. Natürlich würde der Förderkreis sich über eine weitere Zunahme der Mitgliederzahl

sehr freuen, damit die Möglichkeiten des Instituts weiter verbessert werden könnten. Alle unsere Mitglieder bitte ich deshalb, für unseren Verein zu werben. Sollten die unter Ihnen, die ihm noch nicht angehören, aus meinen Worten eine zarte Bitte herauslesen, fühle ich mich nicht missverstanden.

Ein für uns sehr bedeutsames Ereignis war die Übernahme der Schirmherrschaft durch Herrn Paul Spiegel. Als wir – vermittelt durch den damaligen Bürgermeister, Herrn Hagedorn – mit ihm in Kontakt traten und er uns die Schirmherrschaft zusagte, war er noch einer der Vizepräsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland. Bevor die offizielle Feier im November 2000 stattfand, war Herr Spiegel nach dem Tode von Herrn Bubis Präsident des Zentralrats geworden. Wir waren zwar sehr stolz, eine solche Persönlichkeit an der Spitze zu haben, aber die natürliche Folge war, dass die Kontakte zu Herrn Spiegel wegen dessen unermesslich gestiegenen Verpflichtungen nicht so intensiv werden konnten, wie von uns und ihm erhofft.

Zu unserem großen Bedauern starb Herr Spiegel im Frühjahr 2006. Wir werden ihm immer in großer Dankbarkeit verbunden bleiben. Die Mitgliederversammlung des Förderkreises wählte auf Vorschlag des Vorstands am 12. Januar dieses Jahres einstimmig Herrn Gernot Mittler zum neuen Schirmherrn. Sie wissen, dass Herr Mittler bis 2006 Finanzminister des Landes Rheinland-Pfalz war, und zwar 13 Jahre lang. In dieser Funktion war Herr Mittler auch bei der Eröffnung des neuen Hauses des Instituts im November 2000 schon bei uns zu Gast. Er hat eine große Zahl ehrenamtlicher Funktionen inne als Präsident des Deutschen Verbandes für Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung, als Präsident von Special Olympics Deutschland, als Mitglied im Zentralkomitee der deutschen Katholiken und als Mitglied des Förderkreises der Abtei Maria Laach. Ich freue mich sehr, Herr Mittler, dass Sie trotz all dieser



Aufgaben sofort bereit waren, die über unser Vorstandsmitglied Herr Burgard an Sie herangetragene Funktion des Schirmherrn des Förderkreises des Emil-Frank-Instituts zu übernehmen. Namens des Vorstands und der Mitglieder danke ich Ihnen ganz herzlich dafür. Wir danken auch Ihnen, verehrte Frau Mittler, dass Sie offensichtlich bereit sind, uns, wenn ich so sagen darf, ein Stück Ihres Mannes, wenigstens seiner Zeit und Energie, zu überlassen. Wir hoffen und sind überzeugt, dass die Übernahme der Schirmherrschaft durch Sie, sehr geehrter Herr Mittler, ein wichtiger

Schritt zum weiteren Wohl und Gedeihen des Förderkreises und damit des Instituts sein wird. Vielleicht gelingt es uns mit Ihrer Hilfe, Kontakte zu wirtschaftlich potenten Personen zu knüpfen, was uns bisher noch nicht so recht gelungen ist. Aber ganz unabhängig davon ist Ihre Entscheidung für uns ein großes Glück. Wir danken Ihnen aufrichtig, heißen Sie in unserem Kreise von Herzen willkommen und bitten Sie, nun formell die Schirmherrschaft über den Förderkreis des Emil-Frank-Instituts zu übernehmen.

## Begegnung fördern! Zusammenführen! Den Spuren nachgehen!

Festvortrag von Gernot Mittler,  
Staatsminister a.D.

Ich danke Ihnen sehr herzlich dafür, dass Sie mir die Schirmherrschaft für das Emil-Frank-Institut angetragen haben, die ich sehr gerne übernommen habe. Ich empfinde es als große Ehre, diese Aufgabe als Nachfolger des verstorbenen Vorsitzenden des Zentralrates der Juden in Deutschland, des unvergessenen Paul Spiegel, wahrnehmen zu können. Viele von uns hier erinnern sich lebhaft an den Besuch, den Paul Spiegel vor genau sieben Jahren dem Emil-Frank-Institut und der Stadt Wittlich abgestattet hat und an seine außerordentlich beeindruckende Rede vor 600 Zuhörerinnen und Zuhörern. Spiegel berichtete aus seinem wechselvollen und, zur Kinderzeit, leidvollen Leben; von der Flucht gemeinsam mit der Mutter und der Schwester ins benachbarte Belgien, wo sie bei

einer katholischen Bauernfamilie Unterschlupf fanden und wo er gemeinsam mit der Mutter in der Illegalität überlebte, die Schwester jedoch ins Konzentrationslager Auschwitz verbracht und dort vergast wurde; ein Kind, vergast, nur weil es jüdische Eltern hatte! Die Rede war von dem Vater, der 1945 aus dem KZ Dachau befreit wurde und darauf bestand,



dass die Familie wieder ins westfälische Warendorf, nach „zu Hause“, zurückkehrte; man mag erahnen, was das hieß – nach Hause!

Und natürlich hat der höchste Vertreter der Juden in Deutschland gesprochen über das jüdische Leben in Deutschland nach dem Krieg, das sich erst wieder langsam entwickelte, und auch über seine Einschätzung der aktuellen politischen Lage, insbesondere die Entwicklung des wieder erwachten Rechtsextremismus. „Niemand“, so Paul Spiegel, „wird als Rassist oder Antisemit geboren. Alle sind gefragt, damit auch niemand dazu wird“.

In Bezug auf das Emil-Frank-Institut fand er höchstes Lob: „Ich bin überwältigt von dem, was ich hier gesehen habe“, sagte er. Und heute führt uns das Emil-Frank-Institut erneut zusammen, im 10. Jahr seines Bestehens. [...]

Das Emil-Frank-Institut als Einrichtung an der Universität Trier und an der Theologischen Fakultät hat es sich zur Aufgabe gemacht, im Wissen um Wesen und Geschichte des Judentums die Begegnung von Juden und Nichtjuden zu fördern.

Begegnung fördern! Zusammenführen! Den Spuren nachgehen! Das ist es, was wir brauchen! Und Sie tun es auf vielfältige und großartige Weise. Die Jahresberichte, die übrigens eine wahre Fundgrube sind und die über Ihr verdienstvolles Wirken Auskunft geben, belegen es. Begegnung – Zusammenführen – Spurensuche: Dies ist außerordentlich bedeutsam, und das Eine. Das Andere, allerdings ebenso wichtig, ist der Diskurs, den Sie führen, für den Sie Plattform und Bühne sind.

Die Verwandtschaft Ihres Instituts und die Verbundenheit mit der theologischen Wissenschaft ist ein hohes Gut, ein Schatz gar. Ich darf daran erinnern, dass der Trierer Bischof Reinhard Marx ebenso wie sein Vorgänger Hermann Josef Spital dem Institut einen Besuch abgestattet und damit ihre Aufmerksamkeit und Verbundenheit zum Ausdruck

gebracht haben. Diese Nähe erleichtert und fördert den Dialog zwischen Juden und Christen, zwischen der jüdischen und christlichen Tradition und Kultur, die ja beide Töchter Abrahams sind.

Wo und wie sollten Diskurs und Dialog besser gelingen als unter Geschwistern, als in geschwisterlichem Geist? Und für dieses Gelingen tragen wir allesamt eine große Verantwortung, auch und gerade wir Christen.

Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass der Dialog umso erfolgreicher sein wird, je offener und ehrlicher er von beiden Seiten geführt wird; auf der Grundlage der jeweils eigenen und eigenständigen Position, und ohne Beliebigkeit, aber voller Respekt vor dem Partner, vor der Position des Anderen.

Dazu gehört die Bereitschaft des Zuhörens und des Sich-Aufeinander-Einlassens, auf die Neugierde für das Andere, das „Fremde“; das Fremde verstanden nicht als Bedrohung, sondern als Bereicherung des Eigenen.

Und wenn der Dialog nicht gelänge? Wenn statt des Aufeinander-Zugehens der Dissens, vielleicht gar die Abneigung wüchse? Wenn statt des Vertrauens das Misstrauen überhand nähme? Wenn schließlich gar alte Ressentiments neu entstünden und ein Rückfall in altes Denken und in überwunden geglaubte Verhaltensmuster? Das wäre fürwahr ein Desaster, ein Verhängnis.

Täuschen wir uns nicht: Der Antisemitismus ist keineswegs tot und die Fremdenfeindlichkeit auch nicht, und gerade wir Deutsche haben bitter erfahren und wissen, dass Fremdenfeindschaft und Judenhass schon immer Geschwister, die Kinder einer Mutter, gewesen sind; und wir wissen auch, was dieses Geschwisterpaar im deutschen Namen in Deutschland und in Europa angerichtet hat. Und damit bin ich bei einer sehr aktuellen Herausforderung, von der auch Paul Spiegel vor sieben Jahren hier gesprochen hat, und die inzwischen nicht kleiner geworden ist. „Fremdenfeindlichkeit“, so





der Vorsitzende des Zentralrates wörtlich, „ist eine Schande für eine demokratische Gesellschaft“.

Wie gesagt, die Herausforderung Rechtsradikalismus ist nicht kleiner oder geringer geworden, im Gegenteil. Es sind ja nicht nur die Gewalttaten und die Hatz auf ausländische Mitbürger, auf Missliebige, die man wie Freiwild durch unsere Städte jagt und krankenhausreif schlägt. Es ist die unerhörte und unglaubliche Leugnung dessen, was wir den Holocaust nennen, die unsägliche Beleidigung und Verhöhnung der Opfer, und es ist die böswillige Verweigerung der geschichtlichen Wahrheit. Es ist auch die unverschämte Verbrämung von Begriffen wie Ehre und Treue, um dahinter die Absicht und auch Entschlossenheit zu verbergen, alles das zu ersticken, was seit Bestehen der Bundesrepublik Deutschland Konsens unter den Demokraten in diesem Land gewesen ist, wenn man denn die Gelegenheit dazu hätte.

Richard von Weizsäcker hat in seiner Abschiedsrede als Bundespräsident am 1. Juli 1994 folgendes ausgeführt: „In jüngster Zeit haben wir überall in Deutschland schändliche Gewalttaten gegen Habe, Leid und Leben von Nichtdeutschen erlebt. Es sind

Einzelaten ohne zentrale Planung, jedoch nicht ohne Anstiftung. Sie entstammen einem überwiegend rechtsextremistisch erzeugten Klima, das sich aus Parolen und Aufmärschen, aus Pamphleten und Symbolen speist. Da möge niemand von Zufalls-launen oder, wie neulich, von unvorhersehbaren, spontanen Jagden auf Ausländer sprechen, um sich dann erst eines späteren Tages zu fragen, wie es dazu hatte kommen können. Eines Tages? – Das ist immer heute! Für die Ordnungskräfte des Staates ebenso wie für uns als Mitbürger.“

Das war 1994, und seither haben wir manches erlebt mit den Rechten und ihren Schlägertrupps, ganz aktuell sogar: In dieser Woche wurde berichtet, wie im sächsischen Mittweida Anfang November vier junge Neonazis ein Kind ausländischer Herkunft herum schubsten und bedrängten und sodann eine 17 Jahre junge Frau, die dem Kind zur Hilfe kommen wollte, zu Boden warfen und ihr ein Hakenkreuz in die Haut schnitten.

Die NPD, Sammelbecken und Hort all dessen, was unserem Volk zu Unehre oder besser gesagt zur Schande gereicht, sitzt in mehreren Landtagen, und sie wird entsprechend ihrem Wähleranteil auch noch



*Prof. Dr. Reinhold Bohlen (rechts) und Dr. Karl-Heinz Musseleck begrüßen Gernot Mittler (links) als neuen Schirmherrn.*



mit Steuergeldern finanziert. Ich halte das für unerträglich. Was eigentlich, so frage ich, muss noch passieren an Gewalttaten, an programmatischen Vorgaben und an Zumutungen, bis es zu einem Verbotsantrag für die NPD vor dem Verfassungsgericht kommt? Worauf warten wir noch? Darauf vielleicht, dass es „eines Tages“ geschehen wird? „Eines Tages – das ist immer heute!“

Doch es geht nicht nur um das, was Gerichte, was die staatlichen Institutionen leisten können und zu leisten haben, sondern, wie Weizsäcker sagt, auch um unsere Verantwortung als Mitbürger. Hinsehen – nicht wegschauen! Sich einmischen – nicht sich heraushalten! Sich in den Weg stellen – nicht mitschwimmen. Der schweizerische Dichter Gottfried Keller hat es einmal so formuliert: „Regierungen und Bataillone können Freiheit und Recht nicht schützen, wo der Bürger nicht selbst in der Lage ist, vor die Haustüre zu treten, um nachzusehen, was es gibt.“

Das Emil-Frank-Institut ist nicht nur ein Ort des klugen Dialogs und der stillen Suche nach Spuren, die die jüdische Kultur hier in Wittlich und in der weiten Umgebung hinterlassen hat; es ist auch und nicht zuletzt ein Zeichen wider das Vergessen, das von

einer selbst- und geschichtsbewussten Bürgerschaft aufgerichtet wurde. Möge es noch lange und kraftvoll ins Land hinaus leuchten, vielleicht in dem Sinne, wie Bert Brecht es in seiner „Kinderhymne“ beschrieben hat:

Anmut sparet nicht, noch Mühe  
Leidenschaft nicht, noch Verstand  
Dass ein gutes Deutschland blühe  
Wie ein and'res gutes Land.  
Dass die Völker nicht erleichen  
Wie vor einer Räuberin  
Sondern ihre Hände reichen  
Uns wie anderen Völkern hin.  
Und nicht über und nicht unter  
Anderen Völkern woll'n wir sein  
Von der See bis zu den Alpen  
Von der Oder bis zum Rhein.  
Und weil wir dieses Land verbessern  
Lieben und beschirmen wir's  
Und das Liebste mag's uns scheinen  
So wie anderen Völkern ihr's.

*Prof. Dr. Reinhold Bohlen stellt  
die neue CD-Rom des Emil-  
Frank-Instituts vor.  
Fotos vom Festakt:  
E. Reiter*



# Neue Medien aus dem Emil-Frank-Institut



## Schriften des Emil-Frank-Instituts; Band 9

Schon in der 2. Auflage liegt die Dokumentation der Vorlesungsreihe an der Universität Trier „Begegnung mit dem Judentum“ vor, mit dem das Emil-Frank-Institut im Wintersemester 2006/2007 sein Jubiläumsjahr eröffnet hat. Die Autoren der vielbeachteten Vorträge sind: Walter Homolka, Gérald Rosenfeld, Alfred Haverkamp, Uri Kaufmann, Andreas Heinz, Walter A. Euler und Marianne Bühler.

ISBN: 978-3-7902-1375-12, 2. durchges. Auflage 2007, 176 Seiten, 15,90 €



## Schriften des Emil-Frank-Instituts; Band 10

Zum 50-jährigen Bestehen der neuen Synagoge in Trier erschien im September 2007 die Festschrift „Neue Adresse: Kaiserstraße“ mit Grußworten von Charlotte Knobloch, Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland, und Oberbürgermeister Klaus Jensen. Im Mittelpunkt der Beiträge stehen die Jahrzehnte jüdischen Lebens seit 1945 in der Stadt. Ergänzend behandelt Prof. Dr. Alfred Haverkamp die Geschichte der „Juden in Trier“ während Antike und Mittelalter“.

ISBN: 978-3-792-1376-8, 112 Seiten, 18,90 €



## CD-ROM „Juden in Wittlich“

Erstmals bietet diese interaktive CD-ROM Informationen über die ehemalige jüdische Gemeinde Wittlich und ihre Mitglieder, über den Bau und die Ausstattung ihrer Synagoge, über den jüdischen Friedhof sowie zum Emil-Frank-Institut. Die hier präsentierten Texte und Bilder, Videos und Tondokumente beleuchten viele Facetten jüdischen Glaubens und Lebens.

Im Vertrieb des Emil-Frank-Instituts 15,90 €



## DVD „Juden in Wittlich“

In dieser eigenständigen DVD stellen wir die in der gleichnamigen CD-ROM integrierten Videobeiträge speziell für den Unterricht in Schulen zur Verfügung:

Wer war Emil Frank? – Die Geschichte des Schrankes – Der jüdische Friedhof – Arbeitskreis jüdische Gemeinde Wittlich – Emil-Frank-Institut

Im Vertrieb des Emil-Frank-Instituts nur für Schulen 5,00 €

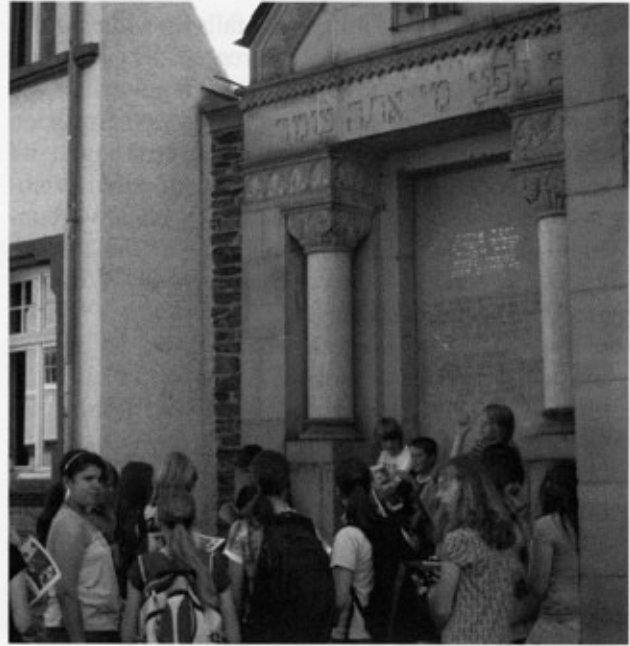
# Stadtführungen

Von Marcus Alebrand

Zu den Aufgaben des Emil-Frank-Instituts gehört es, die Geschichte der Juden in der Stadt Wittlich in Erinnerung zu bewahren. Zu diesem Zweck veranstaltete das Emil-Frank-Institut auch im Jahr 2008 Stadtführungen durch das historische Wittlich. Das Angebot, sich auf die Suche nach jüdischen Spuren in Wittlich zu begeben, wurde von etwa 800 Personen angenommen. Die meisten Führungen fanden für Schüler der Mittelstufe statt, darunter auch Austauschschüler aus England. Weiterhin nahmen Firmgruppen die Möglichkeit wahr, durch die Veranstaltungen des Emil-Frank-Instituts mehr über das Judentum zu erfahren. Doch neben Jugendlichen besuchten auch heimathistorisch interessierte Erwachsene und kirchliche Gruppen, denen an einer Begegnung mit dem Judentum gelegen war, die Führungen.

Dank der Vorarbeiten des „Arbeitskreises jüdische Gemeinde Wittlich“ und insbesondere der ehemaligen pädagogischen Mitarbeiterin des Emil-Frank-Instituts, Frau Dr. Bühler, steht heute eine Fülle von Material über das jüdische Leben in der Zwischenkriegszeit und unter der nationalsozialistischen Diktatur zur Verfügung. Anhand dieses Materials und einiger didaktischer Überlegungen wurde der Stadtrundgang konzipiert und eine Begleitmappe erarbeitet.

In den Führungen muss drei Aspekten Rechnung getragen werden, die je nach Interessentengruppe zu gewichten sind. Zum Einen besteht ein sozial- und ereignisgeschichtliches Interesse an den Dingen, die in der Vergangenheit in Wittlich passiert sind. Dabei steht die Frage im Mittelpunkt, welche Personen konkret in



Schüler bei der Stadtführung vor der Synagoge.

Foto: Archiv

Wittlich wohnten, was sie taten und was ihnen angetan worden ist. Zweitens muss das allgemeine Interesse an jüdischer Kultur und Religion berücksichtigt werden. Hier kann anhand des Wittlicher Beispiels auf überregional gültige Grundzüge des jüdischen Glaubens, des Gottesdienstes und des Brauchtums hingewiesen werden. Zum Dritten ist es auch heute noch wichtig, die politische Dimension nicht aus den Augen zu verlieren. Dies geschieht nicht allein durch einen Bericht über die historischen Verbrechen, sondern muss den Teilnehmern auch eine positive Perspektive für die Gegenwart eröffnen. Aus diesem Grund stehen in den Führungen die gelungenen Formen des Zusammenlebens von Juden und Nichtjuden anhand vorbild-

Einleitung

Antisemitismus

Judentum

Regional

Israel

Dialog

Anhang





licher Beispiele aus Wittlich ebenfalls im Mittelpunkt. Je nach Schwerpunkt des Interesses der Besucher werden die Führungen unterschiedlich gewichtet, sie orientieren sich allerdings an einer gemeinsamen Struktur. In der Regel beginnen die Führungen im Gebäude des Emil-Frank-Instituts am alten Viehmarktplatz, von wo aus anhand der noch vorhandenen mittelalterlichen Bauanlagen auf die Bedeutung der Juden zur Zeit der Stadtwerdung Wittlichs unter Erzbischof Balduin von Luxemburg (\* 1285 † 1354) Bezug genommen werden kann. In diesem Zusammenhang kann sowohl Allgemeines als auch regional Besonderes zum jüdischen Leben im Mittelalter erklärt werden, wodurch auch einige populäre Fehlinformationen und Vorurteile ausgeräumt werden können.

Die zweite größere Station der Stadtführung ist die ehemalige jüdische Schule gegenüber der Markuskirche. Hier bietet sich die Möglichkeit, über die Bedeutung der Bildung im Judentum allgemein zu sprechen sowie eine empathische Verbindung zu den bekannten jüdischen Lehrern der Stadt Wittlich, u. a. Julius Kann und David Hartmann, zu eröffnen. So vermitteln die Todesanzeigen zu Ehren des Lehrers Julius Kann, die in der Begleitmappe abgedruckt sind, ein Bild davon, wie beliebt er bei seinen Schülern war.

Die letzte größere Station auf dem Weg zur Synagoge ist der Marktplatz der Stadt Wittlich. Als Beispiele für die Errungenschaften der Judenemanzipation, die vielen Juden den sozialen Aufstieg und die gesellschaftliche Akzeptanz ermöglichte, können die Häuser der Familien Ermann und Frank gezeigt werden. Die Rücknahme dieser Errungenschaften, zum Beispiel mit dem Geschäftsboykott vom 1. April 1933, ist der Beginn des nationalsozialistischen Terrors gegen die Juden. Auch dieses Ereignis lässt sich am Marktplatz sichtbar machen: Das Schuhgeschäft der Familie Wolff am Marktplatz wurde von SA-Leuten belagert, die die

Kunden des Ladens am Eintritt hinderten. In einem ergreifenden Bericht, der auszugsweise in der Begleitmappe abgedruckt ist, schildert Trude Wolff ihre Erlebnisse als kleines Kind während des Boykotts durch die Nazis.

Die Verschärfung der Maßnahmen des nationalsozialistischen Terrorstaates gegen die Juden, bis hin zu ihrer tödlichen Konsequenz, können auf dem Weg zur Synagoge in einer kurzen Station bei den sogenannten Deportationshäusern gezeigt werden. In diesen zwei Häusern musste später der Großteil der Wittlicher Juden wohnen, ehe sie in die Ghettos und Konzentrationslager im Osten deportiert wurden.

Abschlusspunkt des Stadtrundganges ist die 1910 erbaute Synagoge, an die die Ausstellung „Jüdisches Leben in Wittlich“ angeschlossen ist. In der Synagoge selbst kann, neben den historischen Details über den Bau sowie die spätere Schändung des Gebäudes in der Reichspogromnacht von 1938, verstärkt auf den jüdischen Glauben und den jüdischen Gottesdienst eingegangen werden. Die in der Ausstellung vorhandenen liturgischen Gegenstände bieten eine weitere gute Möglichkeit, den Besuchern des Stadtrundganges grundlegende Informationen zum Judentum zu vermitteln. Vertieft werden kann dies gegebenenfalls durch einen Besuch des jüdischen Friedhofs, eine Möglichkeit, die von vielen Schülergruppen in Anspruch genommen wird.

Der Stadtrundgang folgt somit, soweit es geographisch möglich ist, einer historischen Linie vom Judentum im mittelalterlichen Wittlich, über die Zeit der Judenemanzipation bis hin zur nationalsozialistischen Repressions- und Ermordungspolitik, während die religiöse Dimension abschließend in der Synagoge und auf dem Friedhof thematisiert wird. Selbstverständlich ist es möglich, bei rechtzeitiger Anmeldung auf besondere Wünsche und Schwerpunktsetzungen einzugehen.

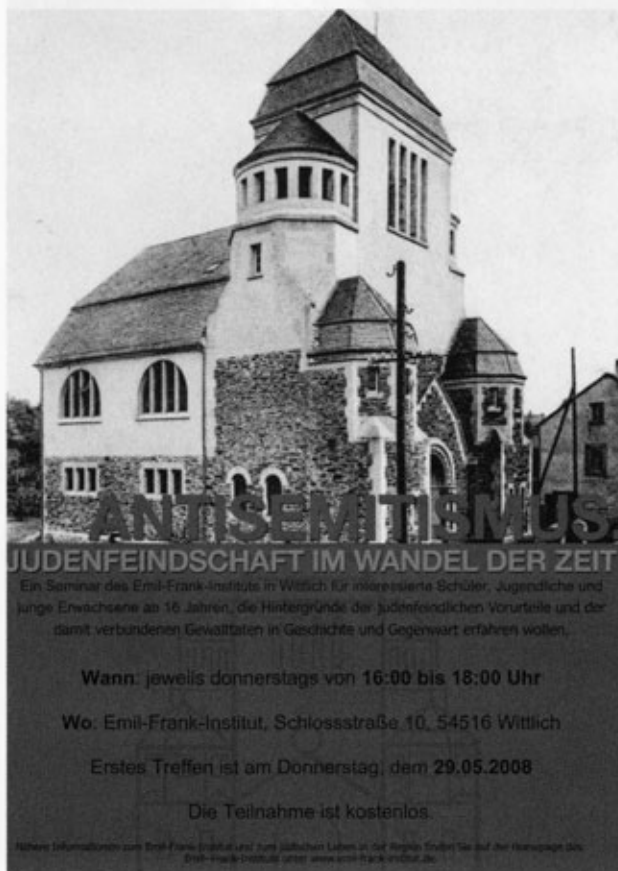


# Ein Seminar gegen Antisemitismus

Von Marcus Alebrand

Am 9. November 2008 fand in Deutschland ein beschämendes Jubiläum statt. Zum 70. Mal jährte sich die Reichspogromnacht, in der die nationalsozialistischen Machthaber Ausschreitungen gegen jüdische Geschäfte und Synagogen organisierten. Die Gewalttaten wurden von der Systempresse als „spontaner Ausbruch des Volkszorns“ anlässlich eines Attentates auf den Botschaftssekretär Ernst Eduard vom Rath durch den Juden Herschel Grynszpan in Paris beschrieben. Tatsächlich war der Pogrom jedoch von der Naziführung sorgfältig inszeniert und bildete einen vorläufigen, traurigen Höhepunkt der antisemitischen Politik Deutschlands. Doch nicht nur aufgrund der Ereignisse der Vergangenheit ist es heutzutage geboten, sich mit dem Antisemitismus und seinen mörderischen Konsequenzen auseinander zu setzen. Vielmehr bestehen dafür gegenwärtig zahlreiche Gründe, darunter nicht zuletzt die unleugbare Bedrohung der Existenz des Staates Israel. Aber nicht nur im Nahen und Mittleren Osten, sondern auch in Europa, auch in Deutschland, zeigt sich öffentlich wieder eine Form der Judenfeindschaft, die man glaubte, überwunden zu haben. So wurden im Frühjahr 2008 im Eingangsbereich des Wittlicher Synagogengebäudes antisemitische Schmierereien angebracht.

Das Emil-Frank-Institut reagierte neben einer öffentlichen Stellungnahme mit einer Aufklärungsveranstaltung auf diese neuen Äußerungen des Antisemitismus. Von Mai bis Juli 2008 fand ein Seminar mit dem Titel „Antisemitismus – Judenfeindschaft im Wandel der Zeit“ für Jugend-



Die Ankündigung des Seminars durch ein Plakat.

liche und junge Erwachsene statt. In vier Sitzungen wurden die Judenfeindschaft in der Antike, der Antijudaismus im christlichen Mittelalter, der völkische und rassistische Antisemitismus der letzten zwei Jahrhunderte sowie der „neue“ Antisemitismus nach

Einleitung

Antisemitismus

Judentum

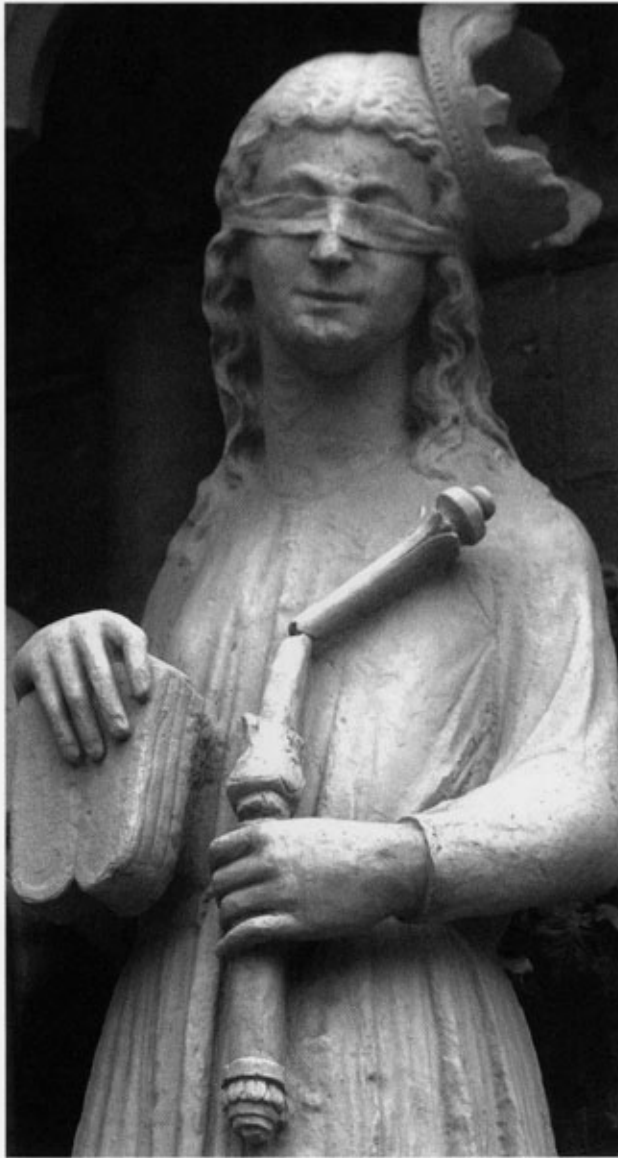
Regional

Israel

Dialog

Anhang





Figur der Synagoga am Portal der Liebfrauenkirche in Trier (um 1240/50). Foto: E. Reiter

Auschwitz behandelt. Trotz der zeitlichen Begrenzung war das Seminar darauf angelegt, den Teilnehmern einen fundierten Einblick in die verschiedenen Formen antijüdischer Polemik zu geben. In der ersten Sitzung frischten die Teilnehmer ihre grundlegenden Kenntnisse über das Judentum auf. In den folgenden Sitzungen wurden anhand schriftlicher und bildlicher Quellen antisemitische Vorurteile durchleuchtet. So wurden in der zweiten Sitzung mithilfe der klassischen „Adversus“-Literatur sowie Bildern der „Synagoga“ die gängigen antijüdischen Vorurteile in der Antike und im Mittelalter untersucht. Ziel dieser Sitzung war es, zu lernen, den zum Großteil religiös begründeten Antijudaismus vom späteren völkischen und rassistischen Antisemitismus unterscheiden zu können. Dabei wurden, allen Unterscheidungen zum Trotz, die spätmittelalterlichen Gewalttaten gegen Juden, wie sie etwa im Rahmen der Judenverfolgungen während der Kreuzzüge stattfanden, keineswegs unter den Teppich gekehrt.

In der dritten Sitzung wurden die Teilnehmer mit dem modernen Antisemitismus des 19. und 20. Jahrhunderts konfrontiert. Untersucht wurde, inwieweit bekannte mittelalterliche Vorurteile über Juden aufgegriffen und zeitgemäß umformuliert wurden. Anhand von prägnanten Äußerungen und populistischen Karikaturen konnten sich die Teilnehmer ein Bild von den judenfeindlichen Klischees aus dieser Zeit machen. So lernten sie auch die bekannten und weniger bekannten Verbreiter der antisemitischen Stereotypen, von Eduard Marr über Heinrich von Treitschke, Adolf Stoecker und Henry Ford bis hin zu Julius Streichers antisemitischem Hetzblatt „Der Stürmer“, kennen. Auf diese Weise erhielten die jungen Leute Einblick in das judenfeindliche Weltbild der Nationalsozialisten, das die Gräueltaten des Holocaust erst möglich machte.

Abschließend wurde in der letzten Sitzung der



Teilnehmer des Seminars.

Foto: M. Krohs

Antisemitismus nach 1945 angeschnitten. Besprochen wurde der sekundäre „Antisemitismus wegen Auschwitz“, der sich durch eine Leugnung oder Relativierung des Holocaust auszeichnet. Diese in rechtspopulistischen bis rechtsextremen Kreisen kursierende Form des Antisemitismus, für die die Thesen Ernst Noltes im Historikerstreit ein gutes Beispiel sind, wird nicht selten von der Unterstellung begleitet, „die Juden“ schlugen Kapital aus der Shoa. Daran lässt sich zeigen, welcher Konstanz bei allem zeitlichen Wandel antisemitische Bilder unterliegen: Das klassische (antijudaistische) Bild des „jüdischen Wucherers“, das sich bereits im 19. Jahrhundert als

(antisemitisches) Ressentiment gegenüber dem „jüdischen Ausbeuter“ niederschlug, wird so erneut aufgegriffen und auf die Gegenwart übertragen. Außerdem wurde im Seminar auf den „Antisemitismus im Gewand des Antizionismus“ eingegangen. In dieser Form des Antisemitismus wird in unzulässiger Weise maßlose Kritik an Israel betrieben. Die Vorwürfe gegen Israels Besatzungspolitik werden dabei aus dem Kontext gelöst und auf alle Juden sowie das Judentum im Allgemeinen übertragen. Dieser Antisemitismus tritt häufig in linksextremen und globalisierungskritischen Bewegungen auf. In seltenen Fällen verbünden sich linksextreme



Antizionisten mit antisemitischen Strömungen, deren Ressentiments gegen Juden sich aus islamistischen oder panarabischen Motiven heraus ergeben.

Im Zusammenhang mit dem Antizionismus sowie der Relativierung des Holocaust im sekundären Antisemitismus wurden auch die Formen des Antisemitismus thematisiert, die sich aus einer Situation der „Opferkonkurrenz“ um öffentliche Anerkennung und Zuwendung entwickelt haben. Darunter versteht man sowohl antisemitische Handlungen von Minoritäten, die als Gruppe in den westlichen Ländern eigenes Leid erlitten oder Ausgrenzung aus der Gesellschaft erfahren haben, als auch die judenfeindlichen Äußerungen von Vertretern dieser Minderheiten, in denen darauf abgezielt wird, das Leid der eigenen Gruppe mit dem

Leid der Juden während des Holocaust zu vergleichen.

Das Ziel des Seminars war es, den Teilnehmern einen Einblick in die unterschiedlichen ökonomischen, religiösen und politischen Motive der in ihrer Weltanschauung mitunter völlig verschiedenen Trägergruppen der Judenfeindschaft zu geben, um antisemitische Argumentationsmuster vom Mittelalter bis in die Gegenwart durchschaubar zu machen. Das Seminar zum Thema Antisemitismus war die Eröffnung einer vom Emil-Frank-Institut auf die nächsten Jahre hin angedachten losen Folge von Veranstaltungen, die junge, gesellschaftlich und politisch interessierte Schüler und Jugendliche ansprechen und für Fragen des interreligiösen Dialogs sensibilisieren will.

John M. Kiser

(antizionistische) Ressentiments gegenüber dem „jüdischen Antisemitismus“ nicht zurück zu führen, sondern auf die Gegenwart übertragen. Außerdem wurde im Seminar zur den „Antisemitismus im Gewand des Antizionismus“ eingegangen. In dieser Form des Antisemitismus wird in unterschiedlicher Weise religiöse Kritik an Israel benutzt. Die Hauptziele gegen Israelische Besatzungspolitik werden dabei aus dem Kontext gelöst und auf alle Juden sowie das Judentum im Allgemeinen übertragen. Dieser Antisemitismus tritt häufig in islamistischen und globalisierungskritischen Bewegungen auf. In solchen Fällen verbindet sich Holocaust-

John M. Kiser

Antisemitismus nach 1945 wiederholend. Insofern wurde der schwache „Antisemitismus gegen Antisemit“ der sich durch eine Lösung der Verantwortung des Holocaust manifestiert. Diese in kategorisierbaren bei unterschiedlichen Krisen hervortritt kann der Antisemitismus für die die TäterInnen nicht zu überwinden ein gutes Beispiel sein und nicht selten von der Überwindung des Holocaust, die Juden, schillernd Kapitel zur der Holocaust. Diese hier sehr schmal, welche Kontext bei einem solchen Wandel antisemitische Bilder unterliegen. Der klassische (antizionistische) Bild des „jüdischen Weltverschwägers“, das sich bereits im 19. Jahrhundert ab-

# Prominenter Besuch im Emil-Frank-Institut

Von René Richtscheid

Am Sonntag, den 1. Juni 2008, nahm Frau Charlotte Knobloch, die Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland, in einem Festakt in der Kultur- und Tagungsstätte Synagoge in Wittlich den renommierten Georg-Meistermann-Preis der Stiftung Stadt Wittlich entgegen. Das mit 10.000 € dotierte Preisgeld stellte Frau Knobloch jeweils zur Hälfte dem Arye Maimon-Institut für Geschichte der Juden der Universität Trier und dem Emil-Frank-Institut zur Verfügung. Anlässlich ihres Aufenthaltes in Wittlich stattete Frau Knobloch auch dem Emil-Frank-Institut einen Besuch ab und trug sich mit folgenden Worten in das Gästebuch des Instituts ein: „Eine Vielfalt über das Judentum und seine Religion wird in diesem Hause jedem Interessenten in herausragender Weise angeboten. Es ist eine Notwendigkeit, um das Miteinander zu fördern und Vorurteile aufgrund von Unwissen zu beseitigen. Herzlichen Dank!“

Den eigentlichen Festakt in der Synagoge eröffnete Bürgermeister Ralf Bußmer mit einer kurzen Begrüßung und anschließenden Erläuterungen zu Verbindungen zwischen Georg Meistermann und der Stadt Wittlich. Dr. h.c. Johannes Gerster, Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft, schlug in seiner Laudatio den Bogen von dem inneren Widerstand Georg Meistermanns während der NS-Diktatur und dem Leben und Wirken Charlotte Knoblochs. Darauf folgte die Preisverleihung durch den Kuratoriumsvorsitzenden und den Vorstandsvorsitzenden der Stiftung Stadt Wittlich, Dr. Hans Friderichs und Ralf Bußmer. In ihrer Dankesrede sagte die Präsidentin:



Frau Präsidentin Charlotte Knobloch mit Institutsdirektor Reinhold Bohlen beim Eintrag ins Gästebuch des Instituts.

Einleitung

Antisemitismus

Judentum

Regional

Israel

Dialog

Anhang





*Frau Präsidentin Charlotte Knobloch bei Ihrer Dankesrede in der Kultur- und Tagungsstätte Synagoge.*

*Fotos: Margret Reugels*

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für diese Auszeichnung. Und ich bin gerührt, dass Sie alle hierher in die ehemalige Synagoge der Stadt Wittlich gekommen sind, um mit mir zu feiern. Lieber Herr Dr. Gerster, Sie haben soeben in Ihren Ausführungen zu meiner Person auf charmante und liebenswürdige Weise übertrieben. Trotzdem bekenne ich in aller Bescheidenheit, dass ich mich durch diese hohe Auszeichnung und Ihre Worte geehrt fühle. Ja, ich freue mich über den Georg-Meistermann-Preis – ist er doch eine Würdigung, die das Andenken an einen bemerkenswerten Künstler und kritischen Demo-

kraten bewahrt. Haben Sie deshalb alle – die Sie den heutigen Abend für mich gestaltet haben, die Sie entschieden haben, mir diese Ehre zuteil werden zu lassen und die Sie mir mit Ihrer Anwesenheit eine große Freude machen – haben Sie alle tausend Dank.

Meine Damen und Herren, Georg Meistermann hat den Unterschied zwischen Malerei und der Gestaltung von Glasfenstern einmal folgendermaßen beschrieben – ich zitiere: „Wenn ich ein Bild beginne, dann reagiere ich nicht, ich agiere. Wenn ich aber ein Fenster anfangen, habe ich bereits eine Reaktion: Ich entgegne den sich mir stellenden Fragen.“ So betrachtet, gibt es im gesellschaftspolitischen Leben Aspekte der Malerei und der Glaskunst: Wir agieren, gestalten unser Gemeinwesen nach unseren Vorstellungen und müssen gleichzeitig in der Lage sein, zu reagieren, den sich uns stellenden Fragen zu entgegnen. Denn so wie Glas – je nach Lichteinfall – verschiedene Facetten reflektiert, ist auch unsere Gesellschaft kein weißes Blatt Papier, das wir allein nach unseren Ideen bemalen können. In ihr sind vielfältige Einflüsse lebendig. Die Begegnung mit diesen – die Konfrontation mit Unterschieden – wirft Fragen auf. Fragen, die an den Grundfesten menschlichen Zusammenlebens rütteln. Etwa: Wie kann es gelingen, eine Vielzahl von Lebensweisen und Meinungen unter einen Hut zu bringen – Einheit in Vielfalt zu gewährleisten? Oder: Wo liegen die Grenzen des zu Tolerierenden? Und schließlich: Welchen Beitrag kann der Einzelne zu einem harmonischen Miteinander leisten? Aufgrund meiner Lebensgeschichte – der Erfahrung von Hass und Ausgrenzung – war es mir immer wichtig, in diesen Fragen Position zu beziehen. Wenn Sie heute mein Engagement für die Verständigung zwischen jüdischen und nichtjüdischen Deutschen sowie für die Integration der Zuwanderer aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion ehren, so freut mich das. Doch die Motive meines gesellschaftspolitischen Engagements



gements lagen nie in der Sehnsucht nach derlei Auszeichnungen begründet. Vielmehr habe ich – nachdem ich lange auf gepackten Koffern saß – erkannt, dass jüdisches Leben in Deutschland Fakt ist. Mehr noch: Dass jüdisches Leben durch die Zuwanderung unserer Glaubensbrüder und -schwestern aus der GUS eine Renaissance erlebt. Und diese Entwicklung kann nur dann erfolgreich verlaufen – eine Zukunft haben – wenn wir bereit sind, aufeinander zuzugehen. Miteinander zu sprechen, zu diskutieren und uns dabei kennenzulernen. Denn im Dialog – in der Begegnung – können wir erleben, dass der vermeintlich Fremde gar nicht so anders ist, als man selbst. Dass er sich über ähnliche Dinge amüsiert oder die gleichen Sorgen hat. Dies – meine Damen und Herren – ist die beste Voraussetzung, um gegenseitiges Verständnis und Respekt zu entwickeln. Gewiss: Es wird immer Gegensätze geben, die uns Schwierigkeiten bereiten. Auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft gibt es kulturelle Differenzen zwischen Alteingesessenen und Zuwanderern. Doch damit müssen wir umgehen können. Wir müssen in der Lage sein, Unterschiede auszuhalten – solange sie sich in den Grenzen eines demokratischen Grundkonsenses bewegen. Das bedeutet auch, dass Multikulti keine Alternative darstellt, denn das ist die Rechtfertigung des Prinzips „Anythings goes“ – die Unfähigkeit, sich in die bestehende Wertordnung zu integrieren. Vielmehr müssen wir uns am Konzept des Kulturpluralismus orientieren, an der Rückkopplung von Differenz an gesellschaftliche Basiswerte. Wer sich mit der jüdischen Geschichte Deutschlands beschäftigt, wird feststellen, dass die jüdische Gemeinschaft – trotz einer Religion, die sich von der Mehrheit unterscheidet – diesem Grundsatz stets verpflichtet war. Und dass wir dabei die Geschichte dieses Landes ganz entscheidend geprägt und beeinflusst haben. Meine Damen und Herren, genau das ist es, was wir

der jungen Generation vermitteln müssen. Wir müssen die Fixierung auf die Shoa zugunsten einer Sicht erweitern, die von der gesamten Bandbreite deutsch-jüdischer Geschichte ausgeht und Perspektiven benennt. Das bedeutet, den jungen, lernenden und lernfähigen Menschen zu zeigen, dass die deutsche Nation eine beinahe 2000 Jahre alte jüdische Geschichte hat. Dass Juden entscheidenden Anteil am Aufbau der deutschen Handelsflotte, des Verlags- und Nachrichtenwesens sowie der Elektroindustrie hatten. Dass sich jüdische Bürger bemerkenswerte Positionen in der Wirtschafts-, Wissens-, und auch Sportgeschichte erobert und von dort aus den Erfolg Deutschlands mitgestaltet haben. Besonders hier in Wittlich und dem nahegelegenen Trier, ebenso wie in den so genannten SCHUM-Gemeinden Speyer, Worms und Mainz erlebte das Judentum eine kulturelle und spirituelle Blüte, die weit in die nichtjüdische Gesellschaft hinein Ausstrahlungskraft besaß. Denn die Kaiser und Könige des achten, neunten sowie zehnten Jahrhunderts wussten die urbane, schriftkundige Mentalität der Juden zu schätzen und gewährten ihnen weitgehende Freiheiten, weil sie sich davon wertvolle Impulse für Handel und Wandel erhofften. Zu Recht, wie die deutsch-jüdische Symbiose dieser Zeit eindrucksvoll beweist. Den meisten Menschen aber sind solche Tatsachen noch immer unbekannt. Umfragen belegen, dass sich das Wissen deutscher Jugendlicher über das Judentum meist auf den Holocaust beschränkt. Und nicht selten wird der jüdische Beitrag zu den Errungenschaften dieses Landes marginalisiert oder gar geleugnet. Judentum, Holocaust und deutsche Schuld bilden eine Konnotations-kette, die keinen Platz zu haben scheint für die erfolgreichen Aspekte deutsch-jüdischen Zusammenlebens. Wenn es uns aber gelingt zu vermitteln, dass dieses Land ohne sein Judentum nicht denkbar ist, werden – so hoffe ich – die unver-schämten Verleumdungen der NPD und rechtsextremistischen Kameradschaften, die uns zu Fremden sti-





lisieren wollen, ins Leere laufen. Weil dann erkannt wird, dass wir dazugehören, ja integraler Teil der deutschen Gesellschaft waren und heute wieder sind. Meine Damen und Herren, nicht zuletzt aus diesem Grund freue ich mich, die mit dem Georg-Meistermann-Preis verbundene Dotierung dem Arye Maimon-Institut für die Geschichte der Juden sowie dem Emil-Frank-Institut an der Universität Trier zuwenden zu können. Beide Einrichtungen leisten hervorragende Arbeit und einen entscheidenden Beitrag zur Rekonstruktion deutsch-jüdischer Vergangenheit. Und beide Einrichtungen sichern so die deutsch-jüdische Zukunft. Weil sie uns Anknüpfungspunkte in der Vergangenheit liefern, die für die Gegenwart bedeutsam sind. Weil sie dokumentieren, was in einer Atmosphäre gegenseitigen Respekts und Gleichbe-

rechtigung möglich war und heute wieder möglich ist. Der Georg-Meistermann-Preis, mit dem sich mich heute ehren, wird mir künftig nicht nur Auszeichnung, sondern vor allem Ansporn sein, die Verständigung zwischen Juden und Nichtjuden weiter zu vertiefen und – im Sinne Georg Meistermanns – kritisch-konstruktiv für demokratische Werte einzutreten. Lassen Sie uns also agieren und reagieren. Lassen Sie uns aktiv gestalten und zugleich nicht vergessen, dass wir in einer pluralen Gesellschaft genügend Raum lassen müssen für die Gestaltungsversuche unserer Mitmenschen. Lassen Sie uns unerbittlich sein gegen die Feinde der Demokratie und rücksichtsvoll gegenüber all jenen, die Einheit in Vielfalt leben wollen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.“



# Ursprünge jüdischen Lebens in Deutschland

## Fahrt des Emil-Frank-Instituts nach Speyer und Worms

Von René Richtscheid

Am Mittelrhein bildeten sich im Mittelalter die ersten jüdischen Gemeinden Deutschlands, an deren Organisationsstruktur sich über Jahrhunderte hinweg die später entstehenden Gemeinden auch im weiteren mittel- und osteuropäischen Raum orientieren sollten. Nach den hebräischen Anfangsbuchstaben der Städte Speyer, Worms und Mainz (abgekürzt Schum) sind die dortigen Niederlassungen auch als Schumgemeinden bekannt. Auch heute noch sind zahlreiche Spuren aus der Gründungszeit im 12. und 13. Jahrhundert zu sehen, wovon sich die Teilnehmer eines Tagesausflugs am 11. Oktober 2008 überzeugen konnten.

Reste der mittelalterlichen Synagoge aus dem Jahre

1104 und das größte rituelle Reinigungsbad nördlich der Alpen sind in Speyer seit kurzem wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Besonders die geschlechtsspezifischen Besonderheiten stießen bei den Teilnehmern auf Interesse. Die im alten Judentum eingehaltene Vorschrift, dass man sich unter anderem auch nach der Berührung mit Blut – was für Frauen aufgrund des monatlichen Zyklus regelmäßig der Fall war – in fließendem Wasser zu reinigen hatte, konnte anschaulich nachvollzogen werden; ebenso die Trennung der Synagoge in einen Männer- und Frauenraum, die nur durch Guck- bzw. Hörlöcher miteinander verbunden waren. Nach einem

*Die Reste des mittelalterlichen jüdischen Viertels in Speyer.*





*Der jüdische Friedhof in Worms.*

obligatorischen Besuch im Speyrer Dom, dem größten romanischen Bauwerk mit seinen Kaisergräbern, hatten die Teilnehmer Gelegenheit zu einem Mittagessen und einem Flanieren in der Stadt, wozu die mittelalterlichen Gassen geradezu einluden.

In Worms standen die älteste bis in die Neuzeit erhaltene Synagoge mit ebenfalls erhaltener Mikwe und das angrenzende Raschimuseum, benannt nach dem großen champagnesischen Bibelexegeten, der zeitweilig auch in Worms studierte, auf dem Programm. Nach einem kurzen Gang durch die Innenstadt vorbei an Lutherstandbild, Dom und dem im Anschluss an die Kreuzzüge in Form der Jerusalemer Grabeskirche errichteten Stift St. Paulus, heute ein Dominikanerkloster, bot sich den Besuchern der Blick auf den Wormser Friedhof dar. Bei dem sogenannten „Heiligen Sand“ handelt es sich um den größten und ältesten jüdischen Friedhof nördlich der Alpen mit Gräbern aus dem 11. Jahrhundert. Unter anderem sind dort auch berühmte jüdische Gelehrte begraben,

wie Meir von Rothenburg, zu denen auch heute noch Juden aus aller Welt pilgern.

Die Rundgänge wurden so konzipiert, dass den Teilnehmern über die Einsichten in rein jüdisches Leben in der frühen Zeit hinaus vor allem auch das christlich-jüdische Zusammenleben deutlich wurde. Dies reichte von gemeinsamer Meisterung des miteinander beschwerlichen Alltagslebens und gegenseitiger Beeinflussung, etwa im architektonischen Bereich, bis hin zu Feindseligkeiten. Diese konnten miteinander in regelrechten Verfolgungen und Vertreibungen münden, weshalb beide Gemeinden in der Neuzeit ihre frühere überragende Bedeutung für das deutsche Judentum verloren.



*Das rituelle Taufbad in Speyer.*

*Fotos: H. Elstner*

# Emil-Frank-Forum

Von René Richtscheid

Aufgrund der Tatsache, dass die Stelle des pädagogischen Mitarbeiters zeitweise nicht besetzt werden konnte und mehrerer Personalwechsel, wovon insbesondere das Jahr 2007 und die erste Jahreshälfte 2008 betroffen waren, kam es in dieser Zeit seltener zu Veranstaltungen des Emil-Frank-Forums, als dies zuvor der Fall war. Für die Zukunft ist das Emil-Frank-Institut wieder bestrebt, einmal im Quartal den Interessierten aus Wittlich und Umgebung Neues aus Wissenschaft, Kultur und Gesellschaft in Israel oder über das Judentum in Geschichte und Gegenwart zu präsentieren.

Im zweiten Halbjahr 2008 fand das Forum wieder regelmäßig statt, beginnend mit einem Vortrag von Thomas Peter, M.A., Mitarbeiter des Arye Maymon-Instituts der Universität Trier, unter dem Titel „Von Prag nach Wittlich: Die sogenannten Ostjuden in der Frühen Neuzeit“, am 9. September 2008 in der Kultur- und Tagungsstätte Synagoge. Dabei ging es um die nach dem 30-jährigen Krieg und ersten Pogromen in Osteuropa nach Deutschland zurückwandernden Juden. Die Wohngegend der nicht immer aus Böhmen stammenden Juden ist heute noch in vielen Orten als Böhmer Straße im Stadtbild präsent, obschon die in Wittlich nachweisbare aus Böhmen stammende Familie Stulz in der Karrstraße wohnte. Über die Hintergründe und Vorgeschichte dieser Migrationen informierte der Vortrag, der auch eine lebhaft Diskussions eröffnete, welche den Alltag der zumeist zur Auswanderung gezwungenen Juden anschaulicher machen konnte. Interessant war auch der Nachweis des jüdischen Familiennamens Wittlichova in Prag.

Fortgesetzt wurde die Reihe von Dr. habil. Stefan Pfeiffer, Vertreter der Professur für Alte Geschichte in Mannheim, über „Alexandria – Das New York der Antike: Eine Diasporagemeinde zwischen Gleichberechtigung und Pogrom“, am 27. November 2008 in der Stadtbücherei Wittlich. Hier stand das Schicksal der größten jüdischen Gemeinde außerhalb des Heiligen Landes insbesondere während der Römischen Herrschaft in Ägypten im Mittelpunkt. Es war geprägt von der Stellung zwischen der römischen Besatzungsmacht und der einheimischen ägyptischen Bevölkerung. Bei ihrem Versuch, das römische Bürgerrecht zu erlangen und damit höher als die Ägypter gestellt zu sein, zogen sie das Misstrauen der Eliten auf sich, und es kam im Rahmen dieser Auseinandersetzung gar zu einem regelrechten Pogrom.

Bereits im Mai 2007 referierte René Richtscheid, damals Lehrer an der Hauptschule Trier-Ehrang und freier Mitarbeiter des Arye Maymon-Instituts der Universität Trier über die „Chasside Aschkenas“. Der Vortrag ist im Folgenden in einer zusammenfassenden Überarbeitung abgedruckt.



Thomas Peter bei seinem Vortrag in der Kultur- und Tagungsstätte Synagoge in Wittlich vor einem Bild des ehemaligen Wohnhauses der Familie Stulz in der Karrstraße. Foto: W. Thiel

Einleitung

Antisemitismus

Judentum

Regional

Israel

Dialog

Anhang





# Die Chasside Aschkenas – eine mystische Gruppierung aus den mittelalterlichen Rheinlanden

Von René Richtscheid

Die *Chasside Aschkenas* fristen außerhalb der jüdischen Forschung ein relativ unbehelligtes Dasein, obwohl sie enge Parallelen zu bekannten zeitgenössischen christlichen Denkern aufweisen, wie Rupert von Deutz, Berthold von Regensburg oder Hildegard von Bingen bzw. um ein regional näherliegendes Beispiel anzuführen, Richard von Springiersbach. Entstanden ist die Bewegung im Hochmittelalter, genauer im 12. Jahrhundert. Zwar gibt es auch heute noch innerhalb der jüdischen Orthodoxie *Chassidim* („Fromme“). Diese führen sich allerdings auf den Chassidismus zurück, der im 18. Jahrhundert in Ostpolen großen Zulauf fand. Seine bekanntesten Vertreter dürften der Baal Schem Tov von Miedzyboz, Dov Ber von Meseritz und im 20. Jahrhundert in modernisierter Form Gerschom Scholem und Martin Buber sein. Zur besseren Unterscheidung bezeichnet man die hier interessierenden hochmittelalterlichen frommen Juden mit dem präziseren hebräischen Terminus *Chasside Aschkenas* („die Frommen Deutschlands“). Freilich war zu der Zeit Aschkenas noch im wesentlich auf die Rhein- und Donaulande beschränkt, mit den sogenannten Schumgemeinden als Hauptzentren. Darunter verstehen wir die Gemeinden von Speyer, Worms und Mainz nach deren hebräischen Anfangsbuchstaben: *Schum*. Sie bildeten über Jahrhunderte hinweg die Wiege der aschkenasischen, also der deutsch-jüdischen Kultur. Und auch die Tra-

ditionen, welche die *Chasside Aschkenas* vorfanden, und die ihre Lehre prägten, hatten dort ihre Wurzeln. Vorneweg sollen zwei Zitate aus dem *Sefer Chassidim* (dt. Buch der Frommen) angeführt werden, bei dem es sich freilich nicht um ein Buch im heutigen Sinne handelt. Vielmehr existieren mehrere mittelalterliche Handschriften, in welchen immer wieder Teile daraus auftauchen. Diese Passagen wurden in den verschiedenen Handschriften sowie in den schon früh einsetzenden Druckfassungen immer wieder – zumeist in unterschiedlicher Variation – zusammengesetzt. Die Urfassung des Buches wird sich auch deshalb nicht mehr rekonstruieren lassen, da es nicht von einem einzigen Autor stammt. Über mehrere Generationen hinweg wurde es immer wieder ergänzt und weitergeschrieben. Alles in allem haben wir heute etwa 2000 verschiedene Paragraphen von gleichnisartigen Kurzgeschichten mit teilweise durchaus realem Hintergrund und moralisch-belehrendem Inhalt vorliegen. Die Verwendung derartiger Kurzgeschichten war damals im Übrigen auch in der christlichen Literatur nicht unüblich. Im Buch der Frommen sind diese natürlich nicht vollkommen stringent angeordnet, sondern widersprechen sich mitunter sogar. Folgende zwei Gleichnisse aus dem *Sefer Chassidim* in der Handschrift Parma sollen einen ersten Einblick in die Denkweise der *Chasside Aschkenas* vermitteln.



Handschrift Parma § 1556: Ein *Chassid* pflegte im Sommer auf der Erde zwischen Flöhen zu schlafen und im Winter die Füße in ein Glas mit Wasser zu tun, bis sie mit dem Eis zusammenfroren. Ein Schüler fragte ihn: „Warum tust du das? Warum, wo doch der Mensch für sein eigenes Leben verantwortlich ist, setzt du dich sicherer Gefahr aus?“ Der *Chassid* antwortete: „Gewiss habe ich keine schwere Sünde begangen, und wenn ich auch sicherlich leichtere Verfehlungen auf mir habe, brauchte ich mir deswegen noch nicht solche Qualen aufzuerlegen. Aber es heißt in einer Bibelauslegung, der Messias leide für unsere Sünden (vgl. Jes 53, 5) und auch die vollkommen Gerechten nehmen für ihre Generation Leiden auf sich. Ich will aber nicht, dass irgend jemand außer mir selbst für meine Sünden leidet.“

Parma § 359: Wenn Übles und Unglück über den Menschen kommt, dann denke er daran, wie es die (Kreuz-)Ritter tun, die in den Krieg ziehen, um ihre Größe zu zeigen, und nicht vor dem Schwert fliehen. Denn sie schämten sich zu fliehen und werden getötet und verwundet nur wegen der Scham und erhalten keinen Lohn von ihren Herren, wenn sie im Krieg sterben. So heißt es (Hi 13, 15): „Siehe, er tötet mich, ich hoffe auf ihn; ich diene ihm nicht, um Lohn zu erhalten.“

Die Parallelen mit den christlichen Vorstellungswelten der damaligen Zeit werden auf den ersten Blick offenbar. § 1556 erinnert eindeutig an das Konglomerat von Bettelordensbewegung, eschatologisch-asketischen Tendenzen und Inklusen-/Einsiedlertum (z.B. Springersbach), welches zur damaligen Zeit die reli-

giöse Landschaft mitbestimmte. Das zweite Beispiel erinnert nicht nur an die Kreuzzugsbewegung, sondern greift vielmehr die genau um das Jahr 1200 übliche Rhetorik und Argumentationsweise derselben auf. Einen fatal-ironischen Beigeschmack erhält diese Feststellung überdies, wenn man sich vor Augen führt, dass sich die Gelegenheiten, anlässlich derer sich die Juden zu der Zeit wie die Kreuzritter im Kampf zu bewähren hatten, gerade während der Übergriffe im Gefolge der verschiedenen Kreuzzüge ergaben. Es handelt sich also mitnichten nur um theoretische Erwägungen, sondern im Gegenteil um ganz handfeste Gefahren. Immerhin flüchtete einer der Autoren des *Sefer Chassidim*, Elasar von Worms, im Vorfeld des Dritten Kreuzzugs aus seiner Vaterstadt Mainz über Umwege nach Worms, wo er dann vor dem Kreuzzug Heinrichs VI. den Tod von Frau und Tochter zu beklagen hatte. Auch ein weiterer Autor, Jehuda, flüchtete nach dem letztgenannten Ereignis von Speyer nach Regensburg.

Als eine klar abgrenzbare, eigene theologische und ethische Denkweise innerhalb des zeitgenössischen Judentums wird die Bewegung mit den Werken einiger dem Speyerer Zweig der Kalonymidenfamilie entsprossener Gelehrter erkennbar. Sie stammten damit alle von jenem Kalonymos ab, der zur Zeit Karls des Großen vom italienischen Lucca den Weg über die Alpen fand und quasi als Stammvater der deutschen Juden angesehen wurde. Für die *Chasside Aschkenas* sind aus dieser Familie Samuel, genannt der Fromme (hebr. *heChassid*, geb. um 1115) und vor allem sein Sohn Jehuda *heChassid* (ca. 1150–1217) sowie dessen Verwandter und Schüler Elasar aus Worms (ca. 1237) von Bedeutung. Die von ihnen begründete Lehre reichte in weite Bereiche des Glaubens und auch des alltäglichen Lebens hinein. Schriftlich schlug sich dies vor allem in dem schon auszugsweise zitierten *Sefer Chassidim*, dem Buch der Frommen, nieder. Mithilfe dieser Quelle lassen sich die *Chasside Aschkenas* als





*René Richtscheid bei seinem Vortrag über die Chasside Aschkenas in der Kultur- und Tagungsstätte Synagoge Wittlich am 15. Mai 2007.*

*Foto: A. Krass*

eine Gruppe kennzeichnen, welche einer besonders intensiv ausgeprägten Form der Frömmigkeit anhängen, die sich in vielfältigen Formen exzessivster Gebetspraktiken ebenso ausdrückte wie in einem gewissen Bewusstsein um die eigene Auserwähltheit. Diese verpflichtete die ausgewählten Frommen dazu, nicht nur die sogenannten ‚weltlichen‘ Gesetze, sondern auch die verborgenen ‚himmlischen‘ Vorschriften zu erfüllen, mithin über die klar einsichtigen

Buchstaben des Gesetzes hinaus zu handeln (vgl. Parma §§ 228, 672–674, 1005f., Handschrift Bologna §§ 965, 598)<sup>1</sup>. Im Falle der sich damals noch häufig widerstreitenden Bräuche der verschiedenen relativ autonomen jüdischen Gemeinden bedeutete dies, dass man dem jeweils schwerer zu erfüllenden Brauch nachzukommen trachtete (Parma § 1661). Theologisch begründet wird diese eigenverantwortliche Ausweitung der Gebote durch den auch für das



Christentum fundamentalen Vers Lev 19,18: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Parma §§ 257, 1005f.; Bologna §§ 218, 247, 349, 470, 673, 932, 967, 972, 977, 982). In den verschiedensten Lebenslagen wird er im *Sefer Chassidim* als Handlungsmaxime herangezogen und mannigfache Verhaltensnormen werden aus ihm abgeleitet:

Parma § 1005: Es gibt Dinge, die ein weltliches Gericht nicht richten kann. In diesem Falle führt das himmlische Gericht die Bestrafung aus. Ferner gibt es Dinge, die nach den Buchstaben des Gesetzes erlaubt sind und für die dennoch eine Bestrafung angebracht ist, denn: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“. Als *Chassid* denke ich, dass Gott von mir verlangt, strikter mit mir ins Gericht zu gehen als ein Nichtfrommer und zu den Vorschriften des jüdischen Gesetzes mir selbst zusätzlich noch strengere aufzuerlegen.

Die Frömmigkeit der *Chasside Aschenas* beinhaltet zudem starke Elemente volkstümlicher Frömmigkeit<sup>2</sup>. Wie man besonders anschaulich anhand magischer Rituale und Beschwörungen feststellen kann, entstammen diese Entlehnungen jedoch nicht aus einem rein jüdischen Kontext, sondern waren fest im Bewusstsein der einfachen Leute verankert. Neben der Frömmigkeit spielte die größte Rolle wohl die Mystik, welche sich bei den *Chasside Aschenas* aus den unterschiedlichsten Quellen speiste. Hierzu gehören altehrwürdige Traditionen der allgemeinen jüdischen Mystik<sup>3</sup> ebenso wie spezifisch aschkenasische mystische Formen, die sich bereits vor dem 12. Jahrhundert herausgebildet hatten. Die Autoren bemühten sich also durchaus auch um eine fundierte theoretische Basis ihrer zugegebenermaßen in erster

Linie moralischen und praktischen Lehren. Darüber hinaus sind gerade hinsichtlich der mystischen Traditionen aber erneut die Parallelität und damit auch mögliche gegenseitige Beeinflussungen mit der christlichen Umwelt zu betonen<sup>4</sup>. Besonders anschaulich erscheint in dieser Hinsicht folgende Passage:

Bologna § 14: Der Kern der Gottesliebe ist (Dtn 6, 5): „Liebe Gott mit deinem ganzen Herzen“. Und diese Liebe ist derart erquicklich und erfüllt die Herzen der Gottliebenden noch weitaus mehr, als jemandes Herz, der nach langer Trennung in Liebe und großem Verlangen zu seiner Frau entbrannt ist. [...] Der Gottliebende muss dem Schöpfer eine große und starke Liebe entgegenbringen bis er krank wird vor Liebe, wie der Mann, der krank ist vor Liebe zu seiner Frau und unentwegt an sie denkt, gleichgültig wohin er kommt und geht, ob er sitzt oder steht, ob er isst oder trinkt. Er schläft weder noch findet er einen Augenblick der Ruhe aufgrund seiner Liebe. Noch größer als eine solche Liebe sollte die Gottesliebe zum Schöpfer in den Herzen derer, die ihn lieben, sein. Und nur wenn wir dauerhaft derart lieben können, erfüllen wir das Gebot von Dtn 6, 5.

Diese Zeilen erinnern frappierend an das auf der Hoheliedexegese beruhende Konzept der unio mystica der monastisch-mystischen Symbolisten auf christlicher Seite, insbesondere deren weiblicher Teil; allen voran Elisabeth von Schönau und Hildegard von Bingen, welche die Nonne als Braut Christi und gleichermaßen als „krank vor Liebe“ begreift. Und ebenso wie diese sogenannten Rheinischen Symbolisten unter ihrem Vordenker Rupert von Deutz der damals aufkommenden scholastisch-dialektischen Methode der Bibelauslegung in der Schule von Laon gegen-





überstanden, wandten sich auch die Vertreter der *Chasside Aschkenas* entschieden gegen die Ausschließlichkeit der sogenannten Tossafisten. Dieser Kreis um Rabbenu Tam aus Ramerupt rationalisierte in ähnlich revolutionärer Weise die jüdische Bibelexegese, wie dies für Anselm von Laon und seine Schüler zutraf. Es entstanden somit in beiden Religionen etwa zeitgleich im nordalpinen Bereich eine mystische und eine dialektische exegetische Richtung. Interessanterweise hatten die christlichen und jüdischen Mystiker ihr Hauptverbreitungsgebiet im Rheinland und die Rationalisten beider Religionen in der Champagne und angrenzenden Gebieten.

Langfristige und eigene Spuren hinterließen die Frommen Deutschlands eindeutig in der Einstellung zum Gebet. Zwar wurde dadurch keine unüberschaubare Fülle an neuer Gebetsliteratur produziert. Vielmehr wurden spezifische Techniken zur Versenkung in die altbekannten Gebetstexte entwickelt, wobei es mehr auf die Texte selbst als auf deren Inhalt ankam. Schließlich versteht das Judentum die Sprache nicht lediglich als Widergabe der Wirklichkeit, vielmehr entstand umgekehrt die Wirklichkeit aus dem Wort (Gen 1, 1). Der Sprache wohnten also nach jüdischem Verständnis noch andere Kräfte und Mächte als nur die Möglichkeit der Verständigung inne. In der Mystik wurden in dieser Hinsicht vor allem zwei weitere Bedeutungsebenen mittels zweier Techniken, der Gematrie und der Temurah, eruiert. Bei ersterem Verfahren wird der Zahlenwert eines Satzes oder Wortes errechnet und dann in Beziehung gesetzt zu anderen Wörtern bzw. Sätzen, welche denselben Zahlenwert aufweisen (Parma § 1575; Bologna §§ 156, 938, 1015)<sup>5</sup>. Ganz konkret: Alef steht für 1, Bet für 2 usw. Die Summe der Buchstaben ergibt dann den Zahlenwert eines Wortes, dem im mystischen Verständnis gewisse Beziehungen zu anderen Wörtern mit demselben Zahlenwert zukommen. Diese Zahlenspekulation geht zwar bereits auf orientalische

Ursprünge zurück, wurde jedoch im frühen Judentum überwiegend aus mnemotechnischen Gründen, also zur besseren Erinnerung, verwendet. Erst mit dem *Chassid* Elasar von Worms gelangte sie zu einer gewissen Prominenz. Dessen Hauptwerk *Rokeach* (dt. Salbenmischer) weist im Übrigen denselben Zahlenwert wie sein Name (308) auf. (Dies dürfte aber nicht der einzige Beweggrund für die Wahl des Titels gewesen sein, denn auch bei Hildegard von Bingen findet sich zu der Zeit die entsprechende lateinische Bezeichnung (*pigmentarii*) für kirchliche Funktionsträger<sup>6</sup>). In Bezug auf die Gebete folgte daraus, dass sie aufgrund ihres jeweiligen Zahlenwertes und der damit zugeschriebenen Bedeutung in ihrem Wortlaut unveränderbar bleiben sollten. Kein Buchstabe durfte daran abgeändert werden, weil sich sonst auch sein Zahlenwert veränderte. Genaueste, im wahrsten Sinne des Wortes buchstabengetreue Wiederholung der Gebete und höchste bis ins meditative hineinreichende Konzentration waren daher erforderlich. Bei der Temurah wird durchgehend ein Buchstabe durch einen anderen ersetzt, wie man ähnliche Buchstabenkombinatorik auch aus späteren Geheimschriften kennt. Durch die Übernahme der Kabbalisten und christlicher Theologen, etwa dem Trittenheimer Johannes Trithemius, sollten beide Techniken zu einer weit über das Judentum hinaus strahlenden Berühmtheit gelangen<sup>7</sup>. Eine derartige mystische Einstellung leistete auch dem bereits angesprochenen Gefühl der Auserwähltheit Vorschub. Denn das Überschreiten der talmudischen Gebote, welche jeder Jude zu befolgen hatte, wurde mit einer genealogisch rekonstruierten Vermittlung dieses esoterischen Wissens legitimiert. Demnach war es angeblich von Mose Zeiten in einer direkten Linie über die frühmittelalterlichen italienischen Vorfahren der Kalonymiden bis in die damalige Gegenwart hinein weitergegeben worden (Parma § 796; Bologna § 2)<sup>8</sup>. Folglich darf nicht nur über das schriftlich niedergelegte Recht hinausgegangen werden, sondern mitunter



sind sogar ihm widerstrebende Vorschriften zu erfüllen. Schließlich kann sogar der Talmud vereinzelt außer Kraft gesetzt werden, da gemäß Parma §§ 673f. und 915 der moralische Niedergang seit den Zeiten seiner Zusammenstellung schärfere Gebote erforderlich mache<sup>9</sup>. Selbstverständlich ist es auch auf spezifisch hochmittelalterlich-ashkenasische Gegebenheiten zurückzuführen, dass bestimmte talmudische Grundsätze ohnehin der ‚Modifizierung‘ bedurften, etwa hinsichtlich der ursprünglich verbotenen engen Beziehungen mit der christlichen Mehrheit in Handel und Gewerbe, welche jedoch in den deutschen Landen des 12. Jahrhunderts für die ashkenasischen Juden schlechterdings überlebensnotwendig waren<sup>10</sup>.

Anlässlich des eingangs zitierten § 1556 ist bereits die in diesem Ausmaß dem Judentum bis dato unbekannt Hinwendung zu asketischen Praktiken hervorgetreten. Diese wurden auch von den gemäßigeren Schülern Jehudas – bei allen späteren Modifikationen – weiterhin gepflegt. Die Bestimmungen sind Ausdruck eines differenzierten Buß- und Pönitensystems<sup>11</sup>. Zum Einen war damit jedem Frommen die Möglichkeit an die Hand gegeben, quasi täglich ein Martyrium in kleinerem Maßstab zu vollziehen, wenn es letztlich auch nicht zum eigentlichen Selbstopfer kommen sollte (Parma § 2; Bologna §§ 7, 155)<sup>12</sup>. Derselbe Gedanke findet sich übrigens auch auf christlicher Seite seit den Anfangszeiten der unter Verfolgungen leidenden Urkirche und wurde von den Zeitgenossen der *Chasside Aschkenas* – beispielsweise Rupert von Deutz und Hildegard von Bingen – erneut betont. Damit blieben die *Chasside Aschkenas* abermals ihrer Grundkonzeption treu, wonach ihre Vorschriften immer auch für die einfachen Rezipienten nachvollziehbar bleiben sollten. Unabhängig von den martyrologischen Implikationen führte Jehuda damit wiederum christliche Praktiken in die ältere monotheistische Religion ein, die bereits auf irisch-mönchische Gepflogenheiten zurückgingen

und sich damals vor allem in den sogenannten Bußbüchern weitester Verbreitung erfreuten. Dies lag nicht zuletzt topographisch nahe, da das berühmteste und wirkmächtigste christliche Zeugnis dieser Art, der *liber corrector*, auf den Wormser Bischof Burchard (1000–1025) zurückgeht<sup>13</sup>. Nach dieser Tradition hatte dem Bekenntnis der Schuld ein öffentlicher Akt der Beschämung zu erfolgen, in dem die Schuld abgegolten beziehungsweise die vermeintliche Aufrichtigkeit der Reue bezeugt werden sollte. Dem lag die auch von den *Chasside Aschkenas* mit Nachdruck betonte und differenziert niedergelegte Auffassung zugrunde, dass die in dieser Welt erduldeten Leiden durch jenseitige Freuden kompensiert werden sollten (Parma §§ 43, 277, 1027, 1240, 1288)<sup>14</sup>. Obendrein adaptierte Jehuda sogar den dem Judentum bislang unbekannt Akt der Beichte zu einer durch ihre Frömmigkeit autorisierten Person und verband ihn mit einem feierlichen Initiationsritus in die chassidische Gemeinschaft<sup>15</sup>.

Einer mit der moralisch-theologischen ging also vornehmlich unter Jehuda auch eine institutionell grundlegende Separierung. Diese lässt sich formal in zweierlei Hinsichten nachweisen. Zum Einen werden Bestrebungen erkennbar, die darauf hinausliefen, nicht die Regeln der *Chassidim* befolgende Juden zur Gänze aus der Gemeinschaft auszugrenzen. In diesem Sinne sind etwa die Bestimmungen zur Fürsorge zu interpretieren. Im *Sefer Chassidim* werden – wiederum teilweise übereinstimmend mit damaligen christlichen Vorstellungen – detailliert die nicht der Unterstützung würdigen Personen aufgelistet<sup>16</sup>. Dies geht bis zu der Empfehlung, bedürftigen Frommen selbst aus anderen Städten vor den Nichtfrommen der eigenen Gemeinde Almosen zu geben. Damit wird erneut ein talmudischer Grundsatz, derjenige der Priorität der Hilfe für die Nahen vor der für die Fernen, unbeachtet gelassen<sup>17</sup>. Umgekehrt zum Problem zur Abgrenzung ist es als einziges Zugehörigkeitskriterium ausreichend, sich



zu den chassidischen Grundsätzen zu bekennen, um in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Jehuda wehrte sich also nicht gegen reiche und gelehrte Mitglieder, welche dann auch mit ihrem Vermögen der Ausbreitung seines Gedankengutes zum Durchbruch verhelfen sollten (Parma §§ 1337, 1341)<sup>18</sup>. Wohl aber eröffnete er auch den ungelehrten, ärmeren Juden die Möglichkeit der Zugehörigkeit. Diesen redete er sicherlich auch nach dem Mund, wenn er forderte, die zu vergebenden Ämter – mit unüberhörbarer Kritik gegenüber den jüdischen Gemeindeleitungen – von durch ihre Frömmigkeit und nicht durch Reichtum oder Wissen ausgezeichneten Personen zu besetzen (Parma §§ 1208, 1211, 1346; Bologna § 44)<sup>19</sup>. Die Bewegung weist also auch einen sozialen Anspruch auf, dem es nur scheinbar widerspricht, dass Jehuda selbst der Familie der Kalonymiden und damit quasi dem ‚Hochadel‘ des rheinländischen Judentums entstammte. Denn auch auf christlicher Seite rekrutierten sich die Vorkämpfer der Armut- und Reformbewegung damals überwiegend aus reichen Kaufleuten (Franziskus) oder Angehörigen aus dem Ministerialen- bzw. Adelsstand (Richard von Springiersbach). Inwieweit sich dieses Reform- und Abgrenzungsprogramm jedoch faktisch verwirklichen ließ, ist freilich fraglich. Die institutionell-separierenden Tendenzen allerdings sowie der Bruch mit althergebrachten Traditionen des rabbinisch-talmudischen Judentums bargen selbstverständlich ausreichend Konfliktpotential in sich<sup>20</sup>. Möglicherweise blieb es auch nicht nur bei dem mehrfach belegten Spott der Angehörigen der jüdischen Majorität, dessen Erduldung im *Sefer Chassidim* vielerorts sogar mit den blutigen christlichen Übergriffen gleichgesetzt wird (Parma §§ 977f., 1344, 1484; Bologna §§ 7, 11, 54, 67, 182, 322). Letztlich sah sich Jehuda wohl aus diesem Grunde – möglicherweise aber auch wegen der erneuten Kreuzzugsverfolgungen 1196 und der damals widri-

gen wirtschaftlichen Umstände im mittleren Rheingebiet<sup>21</sup> – zu seinem Umzug nach Regensburg veranlasst. Und vielleicht deuten die zahlreichen Vorschriften im *Sefer Chassidim* bezüglich einer nach Maßstäben der *Chasside Aschkenas* vorbildlichen Gemeindestruktur darauf hin, dass er dort mit seinen Schülern eine Art jüdische Sondergemeinde aufzubauen trachtete<sup>22</sup>. Ein Ausbreiten neuartigen Gedankenguts von den Rheinlanden in den bairisch-regensburger Raum hinein findet sich damals übrigens auch bei christlichen Reformbewegungen, etwa dem Rheinischen Symbolismus, der Klosterreform oder dem auch von Richard von Springiersbach beeinflussten Regularkanonikertum.

Die Einsicht in den Zwang, einen *modus vivendi* mit der jüdischen Mehrheit zu finden, bewog Jehudas Wormser Schüler Elasar, der in den Rheinlanden verblieb, zu einer konziliananten Haltung (Bologna § 51). Den beschriebenen radikalen Bruch seines Vorgängers mit althergebrachten Gewohnheiten ablehnend versuchte er stattdessen, die Bewegung der *Chasside Aschkenas* auf ihre innerlichen Gehalte zu beschränken. Dies erlaubte es seinen Anhängern, äußerlich inmitten der anderen rheinländischen Juden im Rahmen der gemeindlichen Verordnungen zu leben. Mit dieser verstärkten Hinwendung zur Innerlichkeit stand er freilich keineswegs alleine in der damaligen theologischen Landschaft<sup>23</sup>. Die früher so bezeichnete ‚Erfindung der Individualität‘ mit ihrem berühmtesten Vertreter Petrus Abaelard, der übrigens nur von Intentionalität sprach, bezieht sich auf ähnlich gelagerte Sachverhalte. Das bereits angeführte Beispiel des Bußwesens ist auch in dieser Hinsicht instruktiv. Der Intentionalismus Abaelards sah nämlich in der aufrichtigen Reue für die Vergehen und nicht mehr in der öffentlichen Bestrafung oder Erniedrigung des Sünders die angemessene Sühne. Durch Papst Innozenz III. wurde diese Auffassung schließlich von amtskirchlicher Seite endgültig





akzeptiert. Zur selben Zeit ließ Elasar von Worms das teilweise gleichermaßen auf Zurschaustellung (Parma § 19) abzielende Bußsystem seines Speyrer Lehrers Jehuda ebenso wieder fallen wie den förmlichen, der christlichen Beichte ähnelnden Bußakt. Er begnügte sich somit in ähnlicher Weise wie der ungleich bekanntere Abaelard mit der privat vollzogenen Reue als Sühneleistung.

Nicht nur der letzte Punkt verweist nochmals auf die unübersehbaren Ähnlichkeiten zu zeitgenössischen christlichen Vorstellungen, wie sie insbesondere in der Armutsbewegung, dem Rheinischen Symbolismus, der Predigtliteratur, aber auch in der Kreuzzugs-ideologie gepflegt wurden. Dies vermag zu überraschen, wenn man die oben dargestellten exklusiven Tendenzen in Betracht zieht. Schließlich waren diese nicht nur gegen die jüdische Majorität, sondern unverkennbar auch gegen die christliche Umwelt und vor allem gegen die an diese angepassten Juden gerichtet. Zwar sollte man sich grundsätzlich auch gegenüber Christen wohlwollend verhalten (Parma §§ 133, 1216, 1232, 1248, 1255, 1257, 1426; Bologna §§ 301, 425, 664, 1079, 1085)<sup>24</sup>, allerdings lediglich aus Gründen des Selbstschutzes. Waren doch einerseits die Christen eindeutig in der überlegenen Position und drohten andererseits auch beiden gemeinsame Gefahren, die es nur im Zusammenwirken zu meistern galt (Parma § 1859; Bologna §§ 257, 600). Bei der Belagerung von Worms durch den späteren König Otto IV. im Jahre 1201 jedenfalls saßen christliche wie jüdische Mitbürger im selben Boot. Und folgerichtig erlaubte Elasar entschieden die Teilnahme der Juden an der Stadtverteidigung, solange die spezifischen Gebote für das Waffentragen am Sabbat beachtet würden. Direkte Übernahmen christlichen Gedankengutes waren jedoch bei allem notwendigen Pragmatismus nicht vorstellbar. Folglich handelte es sich also wohl nicht um bewusst von einer Seite auf die andere ausgeübte Beeinflussungen. Vielmehr kommen allenfalls ver-

gleichbare Reaktionen auf ähnlich gelagerte, religionsübergreifende und neuartige Problemstellungen zeitnah zum Ausdruck<sup>25</sup>. Auf beiden Seiten wurden bei den mystischen Vertretern neue und originelle Wege beschritten, die sich aufgrund des Zwanges der Verhältnisse ähnlich gestalteten. Um die Originalität der Gedanken mit dem Anstrich des Althergebrachten zu versehen, bemühten die Verfasser des *Sefer Chassidim* allenthalben eifrig Talmudzitate. Gerade in der sogenannten ‚Renaissance des Zwölften Jahrhunderts‘ war dies auch auf Seiten christlicher Gelehrter eine durchaus übliche Vorgehensweise. Die alten Autoritäten wie Augustinus oder Gregor der Große, welche zeitlich etwa mit der Abfassung des Talmud zusammenfielen, wurden ebenfalls von allen Neuerern als vermeintliche Kronzeugen ins Feld geführt. Wie diese griffen also auch die *Chasside Aschkenas* sehr wohl zahlreiche weitverzweigte Traditionsstränge auf und reihten sich damit in gewisser Weise in diese Traditionen ein. Mit der nachdrücklichen Betonung einzelner Aspekte verliehen sie diesen in ihrem davon verschiedenen raum-zeitlichen Kontext jedoch jeweils andere Interpretationen. Und häufig trafen sich diese damals auf christlicher wie auch auf jüdischer Seite<sup>26</sup>.

Wie die zumindest ihrem Anspruch nach für den einzelnen Frommen praktikierbare, mithin ‚populäre‘ Bewegung<sup>27</sup> bei den *Aschkenasim* rezipiert wurde, darüber lässt sich trefflich spekulieren. Unbestreitbar ist eine Langzeitwirkung im Bereich des Bußwesens vor allem Elasarscher Prägung, der Einstellung zum Gebet und unbestimmter fassbaren moralisch-ethischen Vorstellungen überhaupt. Während jüngst manche Forscher über diese Aspekte hinausgehend dem Gedankengut der *Chasside Aschkenas* einen merklichen Einfluss in der Folgezeit rundheraus absprachen<sup>28</sup>, sehen demgegenüber andere Historiker die Vorschriften auch in damaligen Kreisen französischer und vor allem spanischer Juden weiterwirken. Dies könne



man daran ablesen, dass sie später in der sich in Südfrankreich entwickelnden Kabbala weitergewirkt haben, die heute die ungleich berühmtere der beiden mystischen Bewegung geworden ist<sup>29</sup>. Von ihr unterschied sich die Bewegung der *Chasside Aschkenas* im Übrigen gerade darin, dass sie eher auf alltägliche Fragen als auf zeitlos gültige Spekulationen Antworten bereithielt. Sie reagierte insgesamt auf ein erkennbar obwaltendes Bedürfnis innerhalb der jüdischen Gesellschaft nach einer intensivierten Spiritualisierung<sup>30</sup>. Dies ist erneut eine Gemeinsamkeit mit den angesprochenen Bewegungen auf christlicher Seite. In legendenhaft-verklärender Rückschau schließlich gelangte die Bewegung der *Chasside Aschkenas* noch in späteren Zeiten zu Nachruhm<sup>31</sup>. So bietet das von 1602 an in mehreren Drucken überlieferte sogenannte Ma'assebuch in jiddischer Sprache allerlei Legenden zu Jehudas – in geringerer Zahl auch zu Samuels und Elasers – vermeintlichem Leben und Wirken. Mithilfe der oben beschriebenen Zahlenspekulation werden ihnen sogar mystisch-magische Fähigkeiten bis hin zur Erschaffung eines Golems durch Beschwörungsformeln zugeschrieben, was sehr holzschnittartig sogar Eingang in (mittlerweile selbst schon wieder historische) Filme gefunden hat.

<sup>1</sup> Vgl. I.G. MARCUS, *Piety and Society. The Jewish Pietists of Medieval Germany*, Leiden 1981, S. 23–29; J. DAN, *Das Entstehen der jüdischen Mystik im mittelalterlichen Deutschland*, in: *Judentum im deutschen Sprachraum*, Hg. K.E. GRÖZINGER, Frankfurt 1991, S. 127–172, hier S. 155.

<sup>2</sup> Vgl. T. ALEXANDER, *Folktales in Sefer Chassidim*, in: *Prooftexts. A Journal of Jewish Literary History* 5 (1985), S. 19–31.

<sup>3</sup> Zur Einführung: G. SCHOLEM, *Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen*, Frankfurt 1957, insb. S. 43–86.

<sup>4</sup> Vgl. bei Rupert von Deutz: *Rupertus Abbatis*

*Tuitiensis, De operibus Spiritus Sanctis* (Sources chrétiennes 131 und 165), Hg. J. GRIBOMONT/E. DE SOLMS, 2 Bde., Paris 1967–1970, Bd. 1, S. 76, Lb. I, Cap. 7; *Os meum aperui. Die Autobiographie des Rupert von Deutz*, Hg. W. BERSCHIN, Köln 1985, S. 31, 38 und 40.

<sup>5</sup> Vgl. SCHOLEM, *Mystik* (wie Anm. 3), S. 109–111; J. DAN, *The Language of the Mystics in Medieval Germany*, in: *Mysticism, Magic and Kabbalah in Ashkenazi Judaism*, Hg. DERS./K.E. GRÖZINGER, Berlin und New York 1995, S. 6–27, hier S. 11–17.

<sup>6</sup> Vgl. Hildegard von Bingen, *Briefwechsel*, Hg. Adelgundis Fuhrkötter, Salzburg 1965, S. 81.

<sup>7</sup> Zur Vermittlung auf die Kabbalisten vgl. H.J. ZIMMELS, *Ashkenazim and Sephardim. Their Relations, Differences, and Problems as Reflected in the Rabbinical Responsa* (The Library of Sephardic History and Thought 3), London 1996, S. 118.

<sup>8</sup> Vgl. DAN, *Entstehen* (wie Anm. 1), S. 135.

<sup>9</sup> Vgl. Y.F. BAER, *The Socioreligious Orientation of „Sefer Hasidim“*, in: *Binah* 2 (1989), S. 67 und 90.

<sup>10</sup> Vgl. ZIMMELS, *Ashkenazim* (wie Anm. 7), London 1996, S. 208f.

<sup>11</sup> Vgl., auch zum Folgenden, MARCUS, *Piety* (wie Anm. 1), S. 75–86; T. FISHMAN, *The Penitential System of Hasidei Ashkenaz and the Problem of Cultural Boundaries*, in: *The Journal of Jewish Thought and Philosophy* 8 (1999), S. 201–229; gegen körperliche Entsagungen um ihrer selbst willen vgl. jedoch Bologna § 617.

<sup>12</sup> Vgl. H. SOLOVEITCHIK, *Halakha, Hermeneutics, and Martyrdom in Medieval Ashkenaz*, in: *The Jewish Quarterly Review* 94, S. 77–108 und 278–299, hier S. 291.

<sup>13</sup> Vgl. L. KÖRNTGEN, *Fortschreibung frühmittelalterlicher Bußpraxis. Burchards „Liber corrector“ und seine Quellen*, in: *Bischof Burchard von*



Worms: 1000–1025, Hg. W. HARTMANN, Mainz 2000, S. 199–226.

<sup>14</sup> Vgl. I.G. MARCUS, The Politics and Ethics of Pietism in Judaism: The Hasidim of Medieval Germany, in: The Journal of Religious Ethics 8 (1980), S. 227–258, hier S. 229; DERS., Piety (wie Anm. 1), S. 34.

<sup>15</sup> Vgl. ebda., S. 75–86.

<sup>16</sup> Vgl., auch zum Folgenden, R. RICHTSCHEID, Die Hungersnot von 1195–98. Leitvorstellungen über die Fürsorge im Umfeld der *Chasside Aschkenas*, in: Inklusion/Exklusion. Studien zu Fremdheit und Armut von der Antike bis zur Gegenwart, Hg. A. GESTRICH/L. RAPHAEL, Frankfurt u.a. 2004, S. 265–281; A. CRONBACH, Social Thinking in the Sefer Hasidim, in: Hebrew Union College Annual 22 (1949), S. 1–147.

<sup>17</sup> Vgl. BT Baba Mecia, fol. 71 A. Dieser Grundsatz wird auch von den christlichen Dekretisten der Zeit vertreten; vgl. B. TIERNEY, The Decretists and the „Deserving Poor“, zuletzt in: DERS.: Church Law and Constitutional Thought in the Middle Ages, London 1973, S. 360–373.

<sup>18</sup> Ähnlich gelagert ist die Argumentation in der Vita Sancti Norberti Archiepiscopi Magdeburgensis, in: Lebensbeschreibungen einiger Bischöfe des 10.–12. Jahrhunderts, Hg. H. KALLFELZ, Darmstadt 1973, S. 452–541, hier S. 510.

<sup>19</sup> Vgl. MARCUS, The Politics (wie Anm. 14), S. 240.

<sup>20</sup> Vgl. I.G. MARCUS, Hierarchies, Religious Boundaries and Jewish Spirituality in Medieval Germany, in: Jewish History 1 (1986), S. 7–26.

<sup>21</sup> Vgl. RICHTSCHEID, Die Hungersnot (wie Anm. 16), S. 266–268.

<sup>22</sup> Vgl., auch zum Folgenden, MARCUS, Piety (wie Anm. 1), S. 53–132.

<sup>23</sup> Freilich ist dies eher als noch stärkere Hinwendung zu einer bereits bei Jehuda anzutreffenden internen Spiritualität zu deuten; vgl. MARCUS,

Piety (wie Anm. 1), S. 33; DERS., A Pious Community and Doubt. Qiddush ha-Shem in Ashkenaz and the Story of Rabbi Amnon of Mainz, in: Studien zur jüdischen Geschichte und Soziologie. FS Julius Carlebach, Heidelberg 1992, S. 97–113.

<sup>24</sup> Sogar das Gebet für einen wohlgesonnenen Christen ist gemäß Parma § 1571; Bologna § 793, erlaubt.

<sup>25</sup> Ähnlich äußert sich Bologna § 1101 in Bezug auf die Gemeinsamkeiten von Christen und Juden an einem Ort; vgl. ferner R. CHAZAN, The early development of Hasidut Ashkenaz, in: Jewish Quarterly Review 75 (1985), S. 199–211.

<sup>26</sup> Vgl. allgemein G. WIELAND (Hg.), Aufbruch – Wandel – Erneuerung. Beiträge zur „Renaissance des 12. Jahrhunderts, Stuttgart-Bad Cannstatt 1995; G. CONSTABLE, The Reformation of the Twelfth Century, Cambridge 1996; zum interreligiösen Vergleich: A.S. ABULAFIA, Christians and Jews in the Twelfth Century Renaissance, London und New York 1995.

<sup>27</sup> Darauf insistiert v. a. BAER, Orientation (wie Anm. 9), S. 93; eher den theologisch-esoterischen Charakter betonen hingegen SCHOLEM, Mystik (wie Anm. 3) und DAN, Entstehen (wie Anm. 1).

<sup>28</sup> Vgl. H. SOLOVEITCHIK, Piety, Pietism and German Pietism. Sefer Hasidim I and the Influence of Hasidei Ashkenaz, in: Jewish Quarterly Review 92 (2002), S. 455–493.

<sup>29</sup> Vgl. E. KANARFOGEL, „Peering through the Lattices“. Mystical, Magical, and Pietistic Dimensions in the Tosafist Period, Detroit 2000; allg. ZIMMELS, Ashkenazim (wie Anm. 7), S. 8, 12–20., 32f., 132, 183, 232, 243, 264 und 286.

<sup>30</sup> Vgl. DAN, Das Entstehen (wie Anm. 1), S. 154–159.

<sup>31</sup> Vgl. Ma'aseh Book. Book of Jewish Tales and Legends translated from the Judeo-German, Hg. M. GASTER, 2 Bde., Philadelphia 1934.



# Die Juden in der Region zur Zeit des Alten Reiches

Ein neues Forschungsprojekt des Emil-Frank-Instituts

Von René Richtscheid

Die Geschichte der Juden in Wittlich ist abgesehen von der Zeit zwischen der Wiederansiedlung im 17. Jahrhundert bis zur Französischen Herrschaft durch die Arbeiten von Friedhelm Burgard zum Mittelalter und insbesondere von Maria Wein-Mehs zum 19. und 20. Jahrhundert vergleichsweise lückenlos dokumentiert<sup>1</sup>. In dieser Hinsicht sind in absehbarer Zeit lediglich noch Detailstudien zu erwarten. Auch für einige kleinere Orte im Landkreis sind – gelegentlich unter Mithilfe des Emil-Frank-Instituts – Übersichten über die meist kürzerlebige Geschichte der jeweiligen Judengemeinden entstanden. Überlokal fehlen derartige Arbeiten, welche die teilweise entlegenen publizierten Quellen oder Sekundärliteratur zusammenfassen und nötigenfalls ergänzen. Gleichsam als ein Langzeitprojekt soll die Geschichte der Juden im Kreisgebiet in einem ersten Abschnitt zunächst bis zum Beginn der Französischen Besetzung der linksrheinischen Gebiete 1794 in den Blick genommen werden<sup>2</sup>. Die ersten Recherchen dazu laufen seit 2008. Freilich kristallisierten sich rasch erste in der Natur der Sache begründete Probleme heraus. So ist die Einteilung in Landkreise auf die lange Dauer gesehen eine relativ junge Entwicklung. Bestimmend blieb vom 14. bis zum 18. Jahrhundert vielmehr die Ämterverfassung, deren Ausbau v. a. Erzbischof Balduin von Trier in seinen Territorien machtvoll

vorantrieb. Der gleichzeitigen Konzentration von Verwaltungsfunktionen in Orten wie Wittlich und Berncastel verdankten diese ihren Aufstieg zu Amtsstädten. Und die Ansiedlung von Juden in diesen Amtsstädten ging sogar ursächlich auf eben diese Ereignisse zurück. Denn zur Anlage von Verwaltungssitzen und Stadtbefestigungen benötigte der Landesherr ebenso Kapital wie die Bürger und die Bewohner der Umgegend bei ihren regelmäßigen Besuchen auf den neu eingerichteten Märkten. Kapitalkräftige und finanzerefarene Juden waren daher zu der Zeit allerorten herzlich willkommen. Allerdings übte damals der Trierer Erzbischof noch keineswegs flächendeckend die Herrschaft über die Mosel-Eifel-Hunsrückregion aus. Zumindest anfangs konnten sich kleinere und kleinste Herrschaften noch dem Zugriff des Erzstifts entziehen. Am wichtigsten waren in dieser Hinsicht die Grafen von Sponheim, deren eine Linie (die Hintere Grafschaft) in Trarbach (zeitweilig auch in Enkirch) residierte. Daneben sind die Grafen von Veldenz und Manderscheid, deren Zentren gleichfalls im Kreisgebiet lagen, sowie die Wild- und Raugrafen ebenso von Belang wie niederadlige Herrschaften, etwa die von Kesselstadt oder die Vögte von Hunolstein. Die Erforschung der Juden im Erzbistum Trier reicht naturgemäß weit über die Wittlicher Perspektive hinaus und ist bislang bedau-



erlicherweise noch ein Desiderat. Die verdienstvollen und sogar international viel beachteten Arbeiten aus der Schule Alfred Haverkamps konzentrieren sich überwiegend auf das Hoch- und Spätmittelalter<sup>3</sup>. Vor diesem Hintergrund wird der Fokus des Emil-Frank-Instituts zunächst auf die nichttrierischen Herrschaften im Landkreis gelegt, bevor am Ende auch die kurtrierischen Ämter Bernkastel und Wittlich genauer untersucht werden sollen.

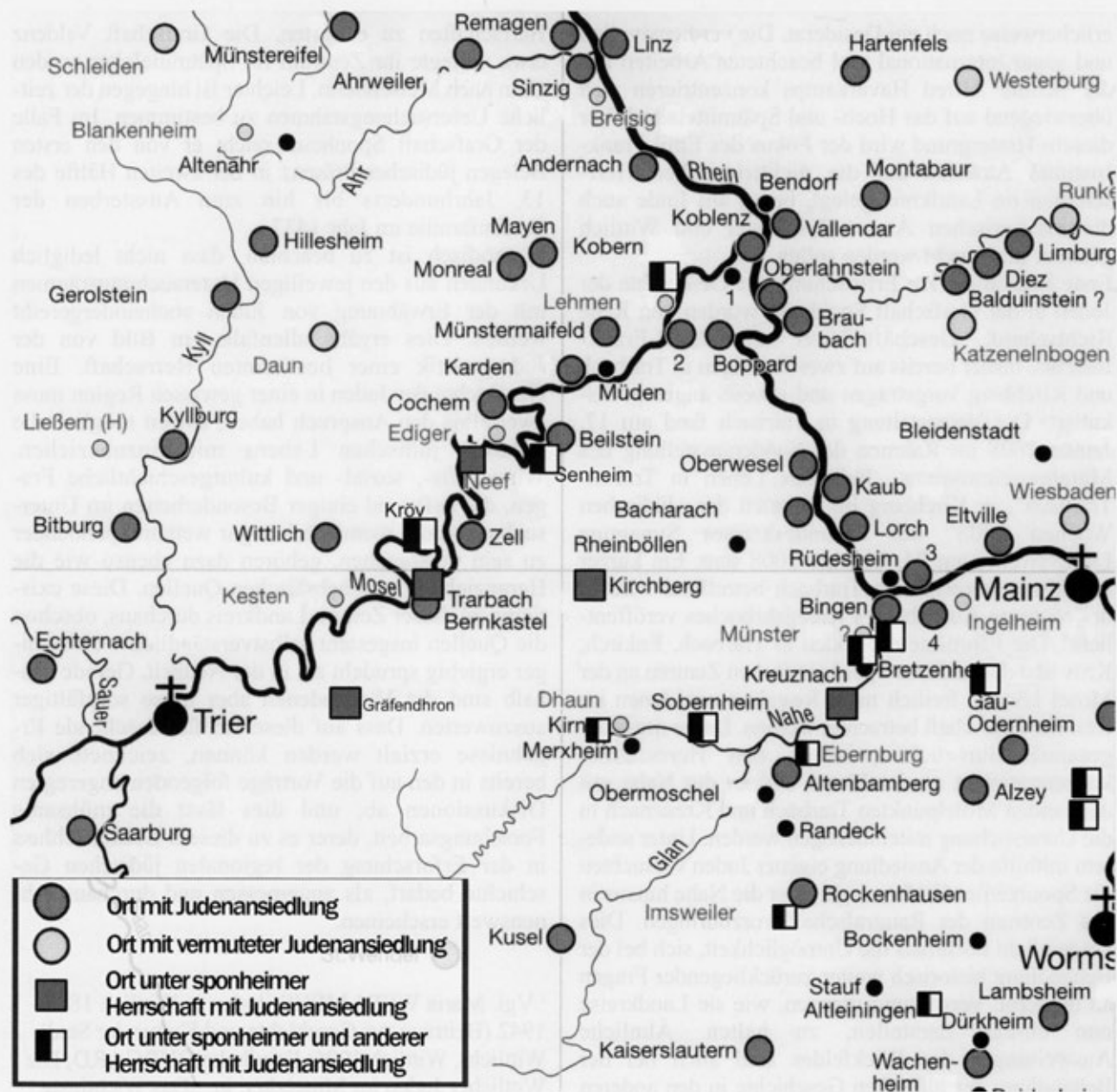
Erste Ergebnisse zur Erforschung der Geschichte der Juden in der Grafschaft Sponheim wurden von René Richtscheid, Geschäftsführer des Emil-Frank-Instituts, bisher bereits auf zwei Vorträgen in Trarbach und Kirchberg vorgetragen und jeweils angeregt diskutiert. Die Veranstaltung in Trarbach fand am 17. Januar 2008 im Rahmen der Sonderausstellung des Mittelmoselmuseums „Jüdisches Leben in Traben-Trarbach“, in Kirchberg im Rahmen der „Jüdischen Wochen 2008“ des Freundeskreises Synagoge Laufersweiler am 24. Oktober 2008 statt. Ein kurzer Ausschnitt vornehmlich Trarbach betreffend wird in der nächsten Ausgabe des Kreisjahrbuches veröffentlicht<sup>4</sup>. Die Fähmisse der Juden in Trarbach, Enkirch, Kröv und den anderen Sponheimischen Zentren an der Mosel können freilich nicht losgelöst von denen im Rest der Grafschaft betrachtet werden. Daher muss der gesamte Hunsrück zwischen den Herrschaftskonzentrationen an der Mosel und an der Nahe mit den beiden Mittelpunkten Trarbach und Kreuznach in die Untersuchung miteinbezogen werden. Unter anderem mithilfe der Ansiedlung eigener Juden versuchten die Sponheimer Grafen, sogar über die Nahe hinaus in das Zentrum der Raugrafschaft vorzudringen. Dies verdeutlicht nochmals die Unmöglichkeit, sich bei der Behandlung historisch weiter zurückliegender Fragen an moderne Verwaltungsgrenzen, wie sie Landkreise nun einmal darstellen, zu halten. Ähnliche Ausweitungen des Blickfeldes sind auch bei der Behandlung der jüdischen Geschichte in den anderen

Herrschaften zu erwarten. Die Grafschaft Veldenz etwa verlegte ihr Zentrum im Spätmittelalter an den Glan nach Meisenheim. Leichter ist hingegen der zeitliche Untersuchungsrahmen zu bestimmen. Im Falle der Grafschaft Sponheim reicht er von den ersten Belegen jüdischer Präsenz in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bis hin zum Aussterben der Grafenfamilie im Jahr 1437.

Methodisch ist zu beachten, dass nicht lediglich Urkunden aus den jeweiligen Untersuchungsräumen mit der Erwähnung von Juden aneinandergereiht werden. Dies ergäbe allenfalls ein Bild von der Judenpolitik einer bestimmten Herrschaft. Eine Geschichte der Juden in einer gewissen Region muss zweifellos den Anspruch haben, soweit möglich die Totalität jüdischen Lebens mit einzubeziehen. Wirtschafts-, sozial- und kulturgeschichtliche Fragen, die aufgrund einiger Besonderheiten im Untersuchungsraum womöglich sogar weitaus spannender zu sein versprechen, gehören dazu ebenso wie die Heranziehung von hebräischen Quellen. Diese existieren zu dieser Zeit im Landkreis durchaus, obschon die Quellen insgesamt selbstverständlich weit weniger ergiebig sprudeln als in der Neuzeit. Gerade deshalb sind die Vorhandenen aber umso sorgfältiger auszuwerten. Dass auf diese Art überraschende Ergebnisse erzielt werden können, zeichnete sich bereits in den auf die Vorträge folgenden angeregten Diskussionen ab; und dies lässt die mühsame Forschungsarbeit, derer es zu diesem Lückenschluss in der Erforschung der regionalen jüdischen Geschichte bedarf, als angemessen und durchaus lohnenswert erscheinen.

<sup>1</sup> Vgl. Maria WEIN-MEHS, Juden in Wittlich 1808–1942 (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Wittlich), Wittlich 1996; Friedhelm BURGARD, Die Wittlicher Juden im Mittelalter, in: „Das Wichtigste







ist der Mensch“, FS Klaus Gerteis (Trierer Historische Forschungen 41), Mainz 2000, S. 309–330.

<sup>2</sup> Die Französische Zeit wird großenteils von Cilli KASPER-HOLTKOTTE, Juden im Aufbruch. Zur Sozialgeschichte einer Minderheit im Saar-Mosel-Raum um 1800 (Forschungen zur Geschichte der Juden A 3), Hannover 1996, abgehandelt.

<sup>3</sup> Vgl. Alfred HAVERKAMP, Die Juden im Erzstift Trier während des Mittelalters, zuletzt in: Gemeinden, Gemeinschaften, Kommunikationsformen im hohen und späten Mittelalter (FS Alfred Haverkamp zum 65. Geburtstag), Hg. F. BURGARD/L. CLEMENS/M. MATHEUS, Trier 2002, S. 183–206.

<sup>4</sup> Vgl. René RICHTSCHEID, Die Juden in Trarbach zur Zeit der Sponheimer, in: Kreisjahrbuch des Landkreises Bernkastel-Wittlich, Hg. Kreis Bernkastel-Wittlich, Monschau 2009, S. 167–172.

Entwurf: René Richtscheid;

Quelle: Geschichte der Juden zwischen Nordsee und Südalpen, Hg. A. HAVERKAMP, Hannover 2002 (Forschungen zur Geschichte der Juden 14); Tl. 3: Karten;  
Kartographie: Mathias Krohs.

# „Moses“ kehrt nach 70 Jahren nach Wittlich zurück

Von Reinhold Bohlen

Als Arnold Bermann wohl als 18-Jähriger seinen Namen zwischen den Stempel „Jüdischer Jugendbund Wittlich“ und den handschriftlichen Eigentumsvermerk „Zionist. Bücherei, Wittlich“ setzte, da ahnte er noch nicht, auf welchen Lebensweg ihn das Buch „Moses“ begleiten sollte. In Wittlich am 28. 11. 1921 geboren und in seinem Elternhaus in der Tiergartenstraße 11 aufgewachsen, war er während der „Reichskristallnacht“ 1938 verhaftet und in das KZ Oranienburg verbracht worden. Von dort wurde er – wohl aufgrund seiner Jugend – im Januar 1939 in seine Heimatstadt Wittlich entlas-



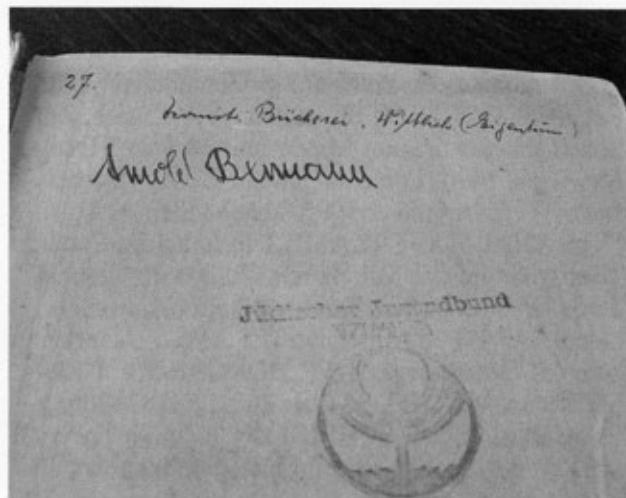
Familie Bermann mit  
den Kindern Anita,  
Siegbert und David  
um 1935.





sen, um sich Auswanderungspapiere besorgen zu können. Denn seit seinem Schulabschluss im Jahre 1936 bereitete sich Arnold David Bermann mithilfe der „Jewish Agency“ auf die Auswanderung nach Palästina vor. Diese Ausbildung hatte ihn zunächst nach Frankfurt geführt, sodann auf mehrere landwirtschaftliche Güter in Mitteldeutschland. Im Juli 1939 glückte es ihm, mit einem Kindertransport nach England zu gelangen. Seine Eltern Myrtil und Bertha Bermann blieben mit den jüngeren Geschwistern Anita und Siegbert in Wittlich zurück, da sie auf eine Einwanderungserlaubnis in die USA warteten. Tragischerweise wurde die ganze Familie am 16. 10. 1941 nach Litzmannstadt / Lodz deportiert und in der Folge ausgelöscht.

David kam in England in einen Kibbuz in Buckinghamshire, wo er auch Gitta Mindele Davidowitz aus Breslau kennen lernte, die er im Dezember 1943 heiratete. Am ersten Juli 1945 war es soweit: die junge Familie – inzwischen war Sohn Elisha geboren – konnte auf dem Schiffsweg Palästina erreichen, wo sie von englischen Soldaten in Empfang genommen wurden. Denn seit 1919 verwaltete Großbritannien Palästina als Mandatsgebiet des Völkerbundes. Die Familie fand Aufnahme im Kibbuz Tirat Zwi im südlichen Jordantal, dessen Erzeugnisse – Fische, Bananen und Getreide – David Bermann mit einem LKW auslieferte. In den Unabhängigkeitskrieg, der mit der Ausrufung des Staates Israel am 14. 5. 1948 ausbrach, wurde er sofort mitsamt dem LKW einberufen. Später wurde die inzwischen größer gewordene Familie im Kibbuz Ashdod Jakov ansässig. Nach dem Tode seiner Gattin im Dezember 1973 ließ David sich mit Gitta Kahn, die er inzwischen geheiratet hatte, in Nahariya am Mittelmeer nieder. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er abwechselnd in Trier und Nahariya, wo er am 2. 12. 2003 verstarb und dort auch seine letzte Ruhestätte fand.



All diese Jahre über hat Arnold David Bermann jenes Buch von Edmond Fleg begleitet, das als Nummer 27 durch Emil Frank in die „Zionistische Bücherei Wittlich“ eingestellt worden war. Dieses 1928 in französischer Sprache erschienene und bald ins Deutsche übersetzte Werk des in Paris lebenden Theaterkritikers und Schriftstellers deutet das Leben des Mose aus dem reichen Wissensschatz der jüdischen Weisen. Für den jungen Arnold Bermann, der sich anschickte, seine Heimat zu verlassen, um nach Palästina auszuwandern, wird die Gestalt des Mose, der sein Volk in die Freiheit führte, begeisternd und wegweisend gewesen sein.

Das Emil-Frank-Institut, in dem David Berman des Öfteren zu Gast war, dankt Frau Gitta Kahn-Bermann, dass sie den „Moses“ ihres verstorbenen Mannes dem Institut übergeben hat. Hier wird das Buch 70 Jahre, nachdem es den jungen Arnold David aus Wittlich heraus begleitet hat, einen Ehrenplatz einnehmen, nur wenige Meter von seinem Elternhaus in der Tiergartenstraße 11 entfernt.



# Späte Begegnung

Von René Richtscheid

„Ich habe geglaubt, dass er nicht überlebt habe“. Jahrzehntlang lebte Lisa Lehner in dem Glauben, dass Joseph Höffner im Gegensatz zu ihr der NS-Diktatur zum Opfer gefallen sei. Erst 2006 erfuhr sie die Wahrheit, nachdem Mitarbeiter des Historischen Archivs der Erzdiözese Köln sie in den USA ausfindig gemacht und zu einem Besuch nach Deutschland eingeladen hatten: 62 Jahre nach ihrer Auswanderung besuchte Lisa Lehner nun erstmals wieder den Ort im Bistum Trier, in dem sie als Jüdin die schreckliche Verfolgungszeit überlebt hat.

Unter großem persönlichem Einsatz hatte Höffner als Pfarrvikar in Kail (1939–1943) das aus Berlin stammende jüdische Mädchen im Rahmen der sogenannten Kinderlandverschickung bei einer vertrauenswürdigen Familie in Kail unter dem falschen Namen Christa Koch untergebracht. Um dem Kind ein unauffälliges Leben in dieser gefährvollen Zeit in dem katholischen Dorf zu sichern, lehrte er es, sich wie ein katholisches Mädchen zu verhalten. Ja, um öffentlich an der feierlichen Erstkommunion ihres Jahrgangs teilnehmen zu können, ließ Höffner zuvor Christa heimlich im Kloster Kühr in Niederfell taufen. Über ihre wahre Identität wussten nur sie beide Bescheid. Dem damals achtjährigen Mädchen gelang es, seine Rolle bis zum Ende, ohne Verdacht zu erregen, vorbildlich zu spielen. Auch bei einem unerwarteten Besuch ihrer Mutter in Kail, die ebenfalls unter einem Pseudonym lebte, reagierte sie geistesgegenwärtig. Als kurzzeitig Verdacht aufzukommen drohte, begrüßte sie ihre Mutter kurzerhand als ihre Tante und rettete somit die Situation.



*Lisa Lehner (rechts) in Horhausen bei Helene Hessler, der Schwester Kardinal Höffners. Foto: R. Richtscheid*



*Vor der Gedenktafel zu Ehren von Kardinal Höffner in der Kailer Pfarrkirche. Foto: R. Bohlen*

Noch im Kriegsjahr 1943 wurde Dr. Höffner als Pfarrer nach Trier versetzt, wodurch sein Kontakt zur jungen Lisa alias Christa abbrach. Nach dem Ende des Krieges erwirkte er für die Rückführung des Mädchens zu seiner Familie in Berlin einen Interzonenpass: Die Mutter, die im Berliner Untergrund ebenso wie der Vater überlebt hatte, konnte ihre Tochter Lisa überglucklich in die Arme schließen. Ein persönlicher Kontakt zu Höffner kam jedoch seither nie mehr zustande. Erst im Zuge der

Einleitung

Antisemitismus

Judentum

Regional

Israel

Dialog

Anhang



Vorbereitungen der Ausstellung des Erzbistums Köln zum 100. Geburtstag Kardinal Höffners am 24. Dezember 2006 kam das Historische Archiv der einstigen Christa Koch auf die Spur. Sie war nach dem Krieg mit ihren Eltern in die USA emigriert und heißt nach ihrer Hochzeit nun Lisa Lehner.

Im Rahmen ihres Besuches hielt Frau Lehner sich vom 20. bis 27. Oktober auch im Bistum Trier auf, wo sie von den Mitarbeitern des Emil-Frank-Instituts in Wittlich begleitet wurde. Sehr eindrücklich gestalteten sich die Besuche bei ihrer ehemaligen Gastfamilie, die Begegnungen mit Mitschülerinnen aus Kail und Brieden sowie der Besuch bei der Familie der Schwester Kardinal Höffners in Horhausen. Die heute 72-jährige Lisa Lehner zeigte sich von den Begegnungen tief bewegt: „Es war deshalb sehr anstrengend für mich, weil auch lange Zeit vergessen geglaubte negative Dinge wieder hochgekommen sind“. Durchweg positive Erinnerungen förderten aber Ausflüge nach Trier, Beilstein, Maria



*Besuch in Kail bei Katharina Pauly (links), bei deren elterlicher Familie Lisa Lehner einst untergebracht war.  
Foto: R. Bohlen*

*Lisa Lehner (Mitte) bei der Begegnung mit dem Standbild zu Ehren von Kardinal Höffner in Horhausen.  
Foto: R. Richtscheid*

Laach und Wittlich zutage, wie etwa an die Eifeler Mundart, an die Hügellandschaft der Eifel-Mosel-Hunsrückregion und allgemein an die trotz allem noch vorhandenen deutschen Wurzeln. Insgesamt überwogen bei Lisa Lehnerts Wiederankunft in dem Land, in dem sie einst untertauchen und aus dem sie emigrieren musste, eindeutig die positiven Reaktionen.

Kardinal Höffner konnte sie zwar nicht mehr persönlich begegnen, dafür aber die an seinen ehemaligen Wirkungsstätten angebrachten Gedenktafeln und Standbilder aufsuchen. „Er war ja damals wie ein Vater für mich“, erinnerte sie sich dankbar bei diesen Gelegenheiten. Zu seinem gleichermaßen selbstlosen wie für ihn selbstverständlichen Einsatz passt auch, dass Höffner nie großes Aufheben darum machte. Eher beiläufig berichtete er erst 1981 bei der Schilderung seines ersten Nachkriegsweihnachtsfests von seiner Freude über die gelungene Rettung des „jüdischen Mädchens“. Für seinen unerschrockenen Einsatz wurde Höffner ebenso wie seine Schwester Helene Hesseler, bei der er im Krieg ein jüdisches Ehepaar untergebracht hatte, von der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem mit dem Titel „Gerechte unter den Völkern“ geehrt.



# Hommage à Tzvi Avni

Von Gerhard W. Kluth

In Kooperation mit dem Wittlicher Musikkreis veranstaltete das Emil-Frank-Institut in seinem Jubiläumsjahr ein Konzert zu Ehren des anwesenden israelischen Komponisten Tzvi Avni anlässlich seines 80. Geburtstages.

Die musikalische Gestaltung des Abends lag in den Händen von Kolja Lessing, Kammermusiker mit multiplen Fähigkeiten, die er vor einigen Jahren in Wittlich schon unter Beweis stellte. Lessing hat sich in ganz besonderer Weise der jüdischen klassischen Musik verschrieben, seine Konzerte kann man fast als ein Pendant zur Arbeit des Wittlicher Instituts bezeichnen. So war auch sein Recital in Wittlich eine ausführliche Möglichkeit der Begegnung mit dem kompositorischen Schaffen jüdischer Tonkünstler, denen man das Attribut „Meister“ bedenkenlos zueignen kann.

Natürlich standen Werke Avnis im Mittelpunkt, den Auftakt aber bildete die Sonate Opus 45 für Viola von Franz Reizenstein sowie die ebenfalls für Viola verfasste Heimathommage „Die Memel“ des gebürtigen Ostpreußen Abel Ehrlich. Wer auf moderne, ja experimentelle Musik hoffte oder sie befürchtete, war in der Synagoge im falschen Konzert. Es ging überaus tonal zu, Reizensteins Sonate hatte fast etwas Romantisches, Ehrlichs Werk war ein Gemälde seiner Heimat, angefüllt von deren Schönheit und von der Trauer über den Verlust. Bei beiden Werken konnte der Bratscher Lessing auf einem profunden Beherrschen seines Instrumentes aufbauen, es singen lassen. Großartige Musik, interpretiert von einem großartigen Musiker.

Nicht anders war es im 2. Teil, der dem Pianisten



*Kolja Lessing, Kammermusiker mit multiplen Fähigkeiten.*

Einleitung

Antisemitismus

Judentum

Regional

Israel

Dialog

Anhang





Lessing und dem Komponisten Avni vorbehalten war. Auch Avni verzichtete in seinem „Tagebuch für Klavier“ auf Experimente, bringt mit satter Klanglichkeit seine Gedanken zu Debussy, Paul Klee oder Martin Buber zu Papier. Umgesetzt wurde dieses von einem Pianisten, der dem Bratscher in nichts nachstand. Virtuos verspielt das „Capriccio“ aus dem Jahre 1955. Zentrales Werk des Abends war Avnis zweisätziges „Phoenix für Viola“, in dem er sich mit dem 11. September 2001 auseinandersetzt. Ein Werk, dessen Blick in die Zukunft gerichtet ist: Einem trauernden,

betrübt und von Klage angefüllten Lento folgte ein „Feroce, con moto“, dem jeder Rachedanke fehlte. Vielmehr vermittelte der 2. Satz das Gefühl, hier befreit sich jemand, der verschüttet ist unter Unrecht und Gewalt. Er schüttelt die Belastungen ab, lässt sich nicht klein kriegen, erhebt sich letztendlich befreit in die Lüfte. Am Ende standen keine kämpferischen Klänge, sondern strahlende Harmonien, die ausriefen: Das Gute wird siegen! Eine bemerkenswerte Komposition in ebensolcher Interpretation. Sie charakterisierte den gesamten Abend.



Kolja Lessing (links) im Gespräch mit Tzvi Avni.

Fotos: E. Reiter



# Kinderbücher und Kampfschriften

Von Marcus Alebrand

In einer Zeit, in der der Dialog zwischen den Religionen nur stockend voranschreitet, haben Hassprediger Hochkonjunktur. Als Spezialisten im Umgang mit den Medien können Hassprediger ihre Botschaften überall geschickt lancieren, im Internet ebenso wie im Fernsehen, in Radiosendungen, Zeitungen und Kinderbüchern. Als Medium für Hassbotschaften sind Kinderbücher sehr vielversprechend. Kinder haben einerseits die meisten sozialen Vorurteile einer Gesellschaft noch nicht gelernt. Da sie aber andererseits noch unverdorben von der „Versuchung“ der Moderne sind, Weltanschauungen zu relativieren und multiperspektivisch zu betrachten, können sie einfacher für Schwarz-Weiß-Bilder begeistert werden, als es bei Erwachsenen der Fall sein sollte.

Hassprediger vermitteln ihren Zuhörern, Zuschauern oder Lesern mit Vorliebe Schwarz-Weiß-Bilder. Religiös motivierte Hassprediger geben sich meist nicht damit zufrieden, ihre eigene Religion als makellos darzustellen, sondern verwenden einen großen Teil ihrer Kreativität darauf, die weltanschauliche Konkurrenz zu beschimpfen, zu verschmähen und zu verunglimpfen. Dabei können sie auf einen reichhaltigen Fundus an Stereotypen zurückgreifen, der teilweise seit der Antike besteht. Schon zu Römerzeiten wurde aufgrund eines falschen Verständnisses der Gottesdienstfeier den frühchristlichen Gemeinden der Konsum von Menschenfleisch vorgeworfen. Auch der antijüdische Vorwurf des Ritualmordes an Nichtjuden lässt sich bis in die Antike zurückverfolgen. Aber nicht alle Schmähungen sind schon seit den Vorvätern überliefert.

Viele Beleidigungen ergeben insbesondere dann einen Sinn, wenn eine rituelle Handlung aus ihrem symbolischen und historischen Kontext herausgezogen wird. Auf diese Weise kann die symbolische Reinigung eines Muslims vor dem Besuch der Moschee spöttisch als krankhafter Waschzwang abgetan werden.

Durch das Mittel der Verunglimpfung kann der Hassprediger nicht nur seine eigene Weltanschauung heller erstrahlen lassen, er begünstigt auch bei den Empfängern seiner Botschaft ein Denken in Freund-Feind-Kategorien. Der Hassprediger teilt die Menschheit für seine Empfänger verständlich in eine Binnengruppe und eine Außengruppe ein. Freunde sind dabei diejenigen, die die Weltanschauung des Hasspredigers teilen, während die Feinde nicht selten als gefährliche und gewaltbereite Fanatiker dargestellt werden.

Aus der Sicht des Hasspredigers ist seine eigene Gruppe traditionell in der Defensive. Die Bedrohung kommt von verschiedenen Seiten. Vordergründig wird die Gruppe in der Wahrnehmung des Hasspredigers von rabiatischen Anhängern anderer Weltanschauungen bedroht, im Extremfall sogar physisch in ihrer Existenz gefährdet. Doch nicht nur von Außen ist die Gruppe gefährdet. Im Innern der Gruppe sieht der Hassprediger immer die Versuchung zur Sünde lauern. Die willensschwachen Mitglieder der Gruppe können ihr erliegen und dann von der Gruppe abfallen. Gegen diesen Stachel des Verrats kämpft der Hassprediger an.

Der Hassprediger tritt nicht nur in entlegenen Ländern in Erscheinung, sondern auch in den weit-



gehend säkularen Gesellschaften des Westens. Werden westliche Hassprediger darauf angesprochen, kann es passieren, dass sie sich zum „Beschützer des bedrohten (angeblich ausschließlich westlichen) Pluralismus“ aufschwingen. Die andere, häufig gewählte Alternative ist die Flucht in die angebliche „Ironie“ ihrer Machwerke, denn noch immer haben es Hassprediger schwer, hierzulande Anerkennung zu finden. In offensichtlichen Fällen würde eine Hasspredigt mindestens mit sozialer Missachtung bestraft. So würde ein christliches Kinderbuch, das die anderen beiden monotheistischen Religionen schmäht, im heutigen Deutschland wahrscheinlich keinen seriösen Verlag finden.

In den schlimmeren Fällen leiden Hassprediger und ihr Publikum unter der Hybris, die letzten Verteidiger einer liberalen Gesellschaft zu sein, die kurz vor der Kapitulation steht. Wünschenswert wäre es, wenn in solchen Fällen der Kreis der Zustimmung klein bliebe. Dennoch melden sich immer wieder lautstark Gruppen, die das Abendland vor dem Untergang stehen sehen. In der Regel warnen diese Endzeitpropheten vor der angeblich unterschätzten Gefahr des Islamismus in Europa.

Doch anscheinend müssen wir Abendländer uns nicht nur vor dem Islam hüten. Das von Michael Schmidt-Salomon verfasste und Helge Nyncke gezeichnete Buch „Wo bitte geht's zu Gott?“ fragte das kleine Ferkel. Ein Buch für alle, die sich nichts vormachen lassen“ aus dem Alibri-Verlag nimmt den Kampf mit dem religiösen Fundamentalismus schon im Kinderzimmer auf.

Schmidt-Salomon, ehemaliger Dozent der Pädagogik an der Universität Trier, dilettierte als Kinderbuchautor in dem Versuch, eine religionsfeindliche, „agnostische“ Alternative zu den religiös gefärbten Kinderbüchern zu verfassen. Seiner Ansicht nach kämpft er gegen die Tyrannei und religiöse Indoktrination in Kinderzimmern. Dabei ist es nicht sein

Vorgehen, den Atheismus als eine von sich aus attraktive Position zu kennzeichnen. Stattdessen entwickelt er seine Antwort auf die Gretchenfrage in scharfer Abgrenzung zu den drei abrahamitischen Religionen Judentum, Christentum und Islam.

Die Handlung des Buches ist schnell erzählt. Ein Ferkel und ein Igel, nach Vorbildern von anderen Kinderbüchern stark anthropomorphisiert dargestellt, führen gemeinsam einen Haushalt. Eines Nachts bringt ein Unbekannter an ihrem Haus ein Schild mit der Aufschrift „Wer Gott nicht kennt, dem fehlt etwas!“ an. Von dieser Botschaft neugierig geworden, machen sich Ferkel und Igel auf die Suche nach Gott. Die meisten anderen Tiere können ihnen nicht weiter helfen, lediglich der Fuchs verweist sie auf den Tempelberg. Dort leben die Menschen und streiten sich darüber, in welchem Haus Gott wohnt. Er warnt Ferkel und Igel aber davor, den Tempelberg zu betreten: „Wenn ihr mich fragt, geht besser nicht dorthin! Die Leute da oben sind ziemlich verrückt!“ Ferkel und Igel schlagen seine Warnung jedoch in den Wind, erklimmen trotz aufkeimender Angst den Berg und besuchen die drei Häuser Gottes: eine Synagoge, eine Kirche und eine Moschee. Dort treffen sie nacheinander einen Rabbi, einen Bischof und einen Mufti, die sie über Gott befragen. Jeder der drei Geistlichen tritt anfangs freundlich auf (wobei der Rabbi von vorne herein etwas reserviert ist), redet sich jedoch im Gespräch mit Ferkel und Igel in Rage und entpuppt sich als gefährlicher, gewalttätiger Eiferer. Schließlich bedrohen alle drei Vertreter der Religionen die beiden Tiere. Da die drei Geistlichen sich aber untereinander zerstreiten und in eine zünftige Prügelei geraten, können Ferkel und Igel sich unbemerkt davonstehlen. Wieder zuhause angekommen, stellen sie fest, dass ihnen ohne Gott nichts fehlt. Das einzige, was sie ihrer Ansicht nach auf der Suche nach Gott kennen gelernt haben, war die Angst. So streichen sie aus dem Plakat das Wort

„nicht“ aus, denn Ferkel stellt fest: „Es müsste eigentlich heißen: ‚Wer Gott kennt, dem fehlt etwas!‘ Nämlich hier oben ...“ Damit nicht zufrieden, entschließen sie sich, das Plakat abzureißen und Papierflieger daraus zu bauen.

Auf den letzten Seiten erscheinen Bilder einiger nackter Menschen und ein kindliches Gedicht, das den Leser belehrt, dass Menschen nur nackte Affen sind. Damit wird die in den drei monotheistischen Religionen angedachte Gottesebenbildlichkeit des Menschen, eine Quelle der Menschenrechte und Menschenwürde, zugunsten eines platten Biologismus verspottet.

Das Ministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend beantragte im Dezember 2007 eine Indizierung des Buches als jugendgefährdende Schrift. Direkte Strafanzeige wegen Volksverhetzung wurde von der katholischen Diözese Rottenburg-Stuttgart gestellt. Nach Ansicht der zuständigen Staatsanwaltschaft enthält das Buch jedoch keine strafbaren Inhalte, so dass diese Anzeige nicht weiter verfolgt wird. Die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien entschied am 6. März 2008 gegen die Möglichkeit einer Indizierung.

Die Diskussion um das „Ferkelbuch“, an der das Emil-Frank-Institut durch einen Leserbrief in der Wochenzeitung Paulinus am 2. März 2008 teilnahm, berührt verschiedene Fragen. Umstritten ist, ob und inwieweit auf Schmidt-Salomons Buch der Vorwurf des Antisemitismus zutrifft. Daneben stellt sich die Frage, ob ein Verbot oder eine Indizierung ein angemessenes Mittel der Auseinandersetzung mit diesem Buch im Speziellen und mit Hassschriften im Allgemeinen ist. Von pädagogischer Seite ist die Frage interessant, inwieweit Kinder die verschiedenen Botschaften des Buches dekodieren können.

Sicherlich kann man Schmidt-Salomon keinen „klassischen“ Antisemitismus vorwerfen. Obwohl in dem Buch, insbesondere auf den letzten Seiten, ein biolo-



Als bloße Streithähne dargestellte Vertreter der drei Religionen.  
Bild: Auszug aus Kinderbuch

gisches Menschenbild anklingt, vertritt Schmidt-Salomon keine Lehre, in der Menschen in „Rassen“ eingeteilt werden und spezifisch Juden als Vertreter einer „minderwertige Rasse“ eingestuft werden. Auch bei der Verwendung der seit dem Mittelalter bekannten Topoi des Antijudaismus hält sich der Autor zurück. Der Gott des Judentums wird allerdings als ausschließlich strafender Gott beschrieben, was auf eine mangelhafte Auseinandersetzung mit dem Tanach und der Geistesgeschichte des Judentums schließen lässt.

Ebensowenig wie der begleitende Text sind die Bilder im Kinderbuch als eindeutig antisemitisch einzustufen. Der Rabbi wirkt in seinem schwarzen Anzug und mit seinem wutverzerrten Gesicht zwar furchteinflößend, aber die Darstellung unterscheidet sich zumindest graduell von antisemitischen Propagandawerken aus der Vergangenheit, insbesondere denen der NS-Zeit.

Es kann auch keinesfalls davon gesprochen werden,



dass Text oder Zeichnungen dem Judentum unterstellen, schlimmer als andere Religionen zu sein. Der zähnefleischende Rabbi wirkt nur unwesentlich bedrohlicher als der geifernde Bischof und ist etwa gleichauf mit dem Mufti, der einen Mob verschlagen aussehender Muslime anführt. Stefan Kramer, Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland, bezeichnet das Buch in einer Stellungnahme aus diesem Grund völlig zurecht nicht als antisemitisch, sondern als antireligiös. Die Verunglimpfung des Judentums steht nicht für sich allein, wie es in vielen Formen des historischen Antisemitismus üblich war, sondern ist eingebunden in die Verunglimpfung aller monotheistischen Religionen und Teil einer übergeordneten Weltanschauung, die Schmitt-Salomon als „Agnostizismus“ bezeichnet. Ob angesichts der Heftigkeit, mit der im Ferkelbuch die Religionen angegriffen werden, diese Bezeichnung angemessen ist, darf dahin gestellt werden.

Denn trotz aller Einschränkungen ist und bleibt das „Ferkelbuch“ eine Hassschrift. Nicht nur das Judentum, sondern alle Religionen werden vom Standpunkt des besserwisserischen „Agnostikers“ aus geschmäht. Dabei werden die monotheistischen Religionen äußerst reduziert und damit für Außenstehende unverständlich und abschreckend dargestellt.

Beschrieben werden extreme Ausprägungen der Religionen, die dann als „Normalfall“ präsentiert werden. Schon allein die Tatsache, dass Ferkel und Igel die Synagoge nicht betreten dürfen, wirft ein falsches Licht auf den jüdischen Gottesdienst, denn welcher kindliche Leser weiß schon, dass solche Einschränkungen nicht die Regel sind? Der Repräsentant des Judentums ist ausschließlich ein orthodoxer Rabbi, als gäbe es in der reichen theologischen Tradition des Judentums keine Liberalen und Konser-

vativen. Warum der Rabbi im Vergleich zum Bischof und Mufti von Anfang an Ferkel und Igel weitaus ablehnender gegenüber auftritt, wird dem lesenden Kind im Text nicht erklärt. Damit ist dieses Verhalten nur einem Leser verständlich, der bereits über Vorwissen darüber verfügt, dass sich im Judentum keine missionarische Tradition ausgeprägt hat. Nicht zuletzt wird das Gottesbild des Judentums auf den straffenden Richtergott verkürzt – eine Verkürzung, die auch in der „klassischen“ antisemitischen Propaganda eine Rolle spielt.

Fraglich ist, ob ein Kind diese raffinierten Täuschungsmanöver durchschauen kann. Verfügt das Kind über ausreichendes Wissen über die Weltreligionen, um derartige Vereinfachungen der religiösen Lehre kritisch zu hinterfragen? Erkennt das Kind den Unterschied zwischen einer extremen Haltung Einzelner, wie sie im Buch beschrieben und dann generalisiert wird, und der vielschichtigen religiösen Gemeinde, in der unterschiedliche Standpunkte vertreten werden? Und liest ein Kind, das zu diesen Unterscheidungen fähig ist, noch Bilderbücher? Wer diese Fragen verneint, kann sich denken, dass es mit dem Anspruch des „Ferkelbuches“, kindgemäße Aufklärung zu betreiben, nicht weit her sein kann.

Damit bleibt die Frage, ob ein Verbot oder eine Indizierung des Buches der Situation angemessen gewesen wäre. Das Buch trägt sicherlich nicht zu einem wünschenswerten Dialog zwischen den Vertretern der Religionen und ihren konstruktiven Kritikern bei. Eine solche dialogorientierte Art der Aufklärung nimmt es für sich andererseits auch nicht in Anspruch. Trotzdem wäre ein Verbot überzogen: So beleidigend und heuchlerisch das Buch auch ist, es bleibt zu hoffen, dass diejenigen, die sich wirklich nichts vormachen lassen, nicht auf solche Hassschriften hereinfliegen.





# Dr. Marianne Bühler und Dipl.-Theol. Axel Berger feierlich verabschiedet

## Anerkennung der hervorragenden Arbeit für das Emil-Frank-Institut

Seit das Emil-Frank-Institut im August 1997 seine Arbeit aufgenommen hat, damals noch im Interimsdomizil in der Trierer Landstraße, gehörten sie dazu: Axel Berger und Frau Dr. Marianne Bühler. Nach zehnjähriger Mitarbeit wurden sie nun im Rahmen einer kleinen Feierstunde von ihrem Dienst im Institut verabschiedet. Dank für die geleistete Arbeit und die besten Wünsche für den künftigen Lebensabschnitt gab es von Institutsdirektor Prof. Dr. Reinhold Bohlen: „Mit Frau Dr. Bühler und Herrn Dipl.-Theol. Berger verliert das Emil-Frank-Institut zwei

Mitarbeiter der ersten Stunde, die seine Arbeit maßgeblich geprägt haben“. Axel Berger war als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl von Professor Bohlen mit der Öffentlichkeitsarbeit und den Datenbanken des Instituts betraut. Marianne Bühler pflegte als pädagogische Mitarbeiterin den Kontakt zu Schulen und Bildungseinrichtungen. Beide gehen nun neue Wege: Axel Berger befindet sich momentan in der Ausbildung zum ständigen Diakon im Bistum Trier; Frau Bühler möchte in ihrem Ruhestand mehr Zeit für die vier Enkelkinder haben.



*Axel Berger (rechts) und Dr. Marianne Bühler (2. von rechts) bei der Verabschiedung durch Prof. Dr. Bohlen (links).  
Foto: M. Krohs*





# Die Mitarbeiter des Emil-Frank-Instituts

– Ständige und Projektmitarbeiter –

**Marcus Alebrand**  
Pädagogischer Mitarbeiter



**Prof. Dr. Reinhold Bohlen**  
Direktor des Emil-Frank-Instituts  
Rektor der Theologischen Fakultät  
Trier und zugleich Ordinarius für  
Biblische Einleitung und Biblische  
Hilfswissenschaften



**Alexander Kraß**  
studentische Hilfskraft

**René Richtscheid M. A.**  
Geschäftsführer des Instituts und  
zugleich wissenschaftlich-  
pädagogischer Mitarbeiter  
Sachgebiete: Jüdische Geschichte  
im Mittelalter, Geschichte des  
Mosel-Eifel-Hunsrück-Raum



**Werner Thiel**  
Bibliotheksmitarbeiter



**Mathias Krohs**  
Technischer Mitarbeiter



**Meike Trojansky**  
Wissenschaftliche Mitarbeiterin

# Der Förderkreis des Emil-Frank-Instituts

Zusammen mit dem Emil-Frank-Institut konnte auch der Förderkreis im November 2007 auf eine Existenz von 10 Jahren zurückblicken. In dieser Zeit verfolgte er satzungsgemäß vor allem zwei Ziele:

Zum einen versucht er im Rahmen seiner Möglichkeiten, das Institut und seine Arbeit finanziell zu unterstützen. Dies geschah bisher zum Beispiel durch Zuschüsse für den Erwerb von Hard- und Software für die EDV und die Anschaffung von Literatur, durch Teilfinanzierung von Personalkosten, Druckkostenzuschüssen für die Schriften, die das Institut herausgegeben hat. Die Ressourcen, die die das Institut tragenden Institutionen bereit gestellt haben, konnten auf diese Weise sinnvoll und zweckmäßig ergänzt werden. Die Mittel, die seitens des Förderkreises aufgebracht wurden, belaufen sich inzwischen auf rund 30.000 €.

Zum andern bemüht sich der Förderkreis um ideelle Unterstützung des Instituts, indem er Menschen auf dessen Arbeit und Anliegen hinweist, sie dafür interessiert und dafür wirbt. Leider sind ja Kenntnis des Judentums und seiner Geschichte in Deutschland, Wille zur Aufarbeitung, Wunsch nach Kontakten und die Gelegenheit, sie herzustellen, immer noch keineswegs selbstverständlich. Die Mitgliedschaft im Freundeskreis ist eine von vielen guten Möglichkeiten, sich für diese wichtige Aufgabe ganz konkret einzusetzen.

Deshalb würden wir uns sehr freuen, wenn weitere Leser/innen des Jahresberichts sich zur Mitgliedschaft entschließen könnten (Jahresbeitrag: 12,50 €). Allen den zurzeit etwa 150 Mitgliedern danke ich im Namen des Vorstands herzlich für ihre Treue und ihre Unterstützung.

Bei der Jubiläumsveranstaltung am 25. 11. 2007 konnten wir Herrn Gernot Mittler, den früheren Finanzminister des Landes Rheinland-Pfalz, als neuen Schirmherrn des Förderkreises begrüßen. Wir freuen uns sehr, dass er zu diesem Engagement für den Förderkreis bereit ist, und danken ihm ganz herzlich dafür. Wir hoffen auf eine lange und fruchtbare Zusammenarbeit.

In der Hoffnung auf eine gute Zukunft für ihn, für Sie, das Institut und den Freundeskreis grüße ich Sie herzlich.

Dr. Karl-Heinz Musseleck  
Vorsitzender des Förderkreises

